

OFFIZIERE GEGEN HITLER

Nach einem Erlebnisbericht von
FABIAN v. SCHLABRENDORFF

Bearbeitet und herausgegeben von
GERO v. S. GAEVERNITZ

Mit sieben Bildtafeln

EUROPA VERLAG ZÜRICH

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1946 by Gero v. S. Gaevernitz,
Ascona / New York. Druck: Druckereigenossenschaft Aarau. Schutz-
umschlag: Johannes Troyer. Printed in Switzerland.
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

VORWORT DES HERAUSGERERS

Vielfach ist die Meinung verbreitet, es habe in Deutschland keinen ernsthaften Widerstand gegen den Nationalsozialismus gegeben. Dies ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass es den Nationalsozialisten gelungen war, Deutschland von der Aussenwelt weitgehend abzuschliessen. Infolgedessen sind die Nachrichten, die während des Krieges über die gegen Hitler in Deutschland kämpfenden Kräfte ins Ausland drangen, stets spärlich gewesen.

Hinzu kam, dass die an diesem Kampf Beteiligten seihst in höchstem Masse an der Geheimhaltung ihrer verschiedenen Unternehmungen interessiert waren. Hat doch wiederholt das Bekanntwerden eines Namens bereits genügt, um den Tod einer grösseren Anzahl von Mitverschworenen herbeizuführen.

Den Eingeweihten ist bekannt, dass in Deutschland mehrere bedeutsame Widerstandsgruppen am Werk waren, die im Wesentlichen aus Vertretern der Arbeiterschaft, des Heeres, der Kirchen und des Beamtentums hervorgegangen waren. Wenn diese Gruppen infolge des unerhörten Terrors der Gestapo häufig gezwungen waren, unabhängig voneinander zu arbeiten und die Zahl ihrer Mitglieder zu beschränken, so verfolgten sie doch alle das-

selbe Ziel: die Beseitigung Hitlers und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Es wäre müssig zu untersuchen, welche dieser Gruppen im Kampf gegen Hitler am wirksamsten gewesen ist. Jeder, der an diesem Kampf teilnahm, hatte nach menschlichem Ermessen sein Leben verwirkt. So sind die meisten der führenden Mitverschworenen, oft nach grausamen Folterungen, der Gestapo zum Opfer gefallen. War diesen Männern auch der äussere Erfolg versagt, bleibt ihnen doch das Verdienst, als Deutsche in Deutschland unter dem Terror der Gestapo für die Befreiung der Welt von Hitler und seinem Regime gekämpft zu haben.

Unter den Widerstandsgruppen nahm der aus der Wehrmacht hervorgegangene Kreis eine besondere Stellung ein. Denn die Mitglieder dieses Kreises verfügten als Waffenträger allein über die notwendigen Machtmittel, um den Versuch zu unternehmen, Hitler zu töten und gleichzeitig die Gewaltherrschaft der SS und der nationalsozialistischen Partei zu beseitigen.

Die verschiedenen Aktionen der deutschen Widerstandsgruppen fanden in dem der Welt bekannten Attentat gegen Hitler vom 20. Juli 1944 und dem daran anschließenden Umsturzversuch ihren Höhepunkt. Aber bereits sechzehn Monate früher war der Versuch unternommen worden, Hitler während eines Fluges in Russland durch eine Zeitbombe zu töten, der nur an einem kleinen technischen Missgeschick scheiterte. An diesem Unternehmen war Fabian von Schlabrendorff, dessen Erlebnisse als führendes Mitglied der deutschen Widerstandsbewegung nachstehend niedergelegt sind, massgeblich beteiligt.

Schlabrendorff wurde später von der Gestapo verhaftet, in das gefürchtete Gefängnis in der Prinz Albrechtstrasse in Berlin verbracht, mehrfach gefoltert und unter der Anklage des Hoch- und Landesverrates vor den Deutschen Volksgerichtshof gestellt.

Dass er die Naziherrschaft überlebt hat, erscheint wie ein Wunder. Seine Rettung ist wohl in erster Linie der Tatsache zu verdanken, dass während seines Prozesses der berüchtigte Präsident des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, bei einem Angriff amerikanischer Flieger getötet wurde – mit den Akten des Angeklagten in der Hand.

Ich lernte Schlabrendorff im Mai 1945, wenige Tage nach der Kapitulation der deutschen Armeen in Italien, auf der Insel Capri kennen. Damals befand ich mich dort auf Veranlassung von Feldmarschall Sir Harald Alexander, dem alliierten Oberkommandierenden im Mittelmeer, um mit einer Gruppe prominenter Internierter Fühlung zu nehmen, die von alliierten Truppen aus den Händen der Nazis befreit worden waren.

Es handelte sich um politische Gefangene, welche die Nationalsozialisten in das Alpengebiet verbracht hatten, wohl mit der Absicht, sie in der Endphase des Krieges als Geiseln zu verwenden. Zu dieser Gruppe hatten, neben Schlabrendorff, ein Verwandter Churchills, ein Neffe Molotows, eine Anzahl englischer Offiziere, Léon Blum, der frühere österreichische Bundeskanzler von Schuschnigg, Ffarrer Niemöller, zahlreiche Mitglieder der Familien Stauffenberg und Gocrdeler und viele andere bekannte Nazigeegner gehört. Während die alliierten Staatsangehöri-

gen bereits in ihre Heimat befördert worden waren, wurden die deutschen, österreichischen und ungarischen Mitglieder dieser Gruppe vorläufig auf Capri interniert. Es war deutlich fühlbar, dass diese Menschen, die in den verschiedensten Konzentrationslagern der Nazis gefangen gewesen waren, noch weitgehend unter dem Eindruck ihrer furchtbaren Erlebnisse standen und erst langsam den Weg ins Leben zurückfanden.

Als ich Schlabrendorff zum ersten Mal sah, trug er die verwahrloste Kleidung des Konzentrationslager-Häftlings. Aus seinen Erzählungen ging hervor, dass er Aussergewöhnliches erlebt hatte und als einer der wenigen Überlebenden wichtige Einzelheiten über die Taten seiner toten Kameraden im Kampf gegen Hitler kannte.

Es schien mir bedeutsam, seine Erinnerungen ungetrübt festzuhalten, bevor sie durch neue Eindrücke verwischt würden. So wurde dieser Bericht im Wesentlichen im Sommer 1945 niedergeschrieben. Die Dokumente, die darin enthalten sind, wurden später beigelegt.

Schlabrendorff betonte, dass er von der deutschen Widerstandsbewegung nur einen wichtigen Ausschnitt kenne und lediglich über diesen berichten könne. Besonderes Gewicht legte er darauf, klarzustellen, dass sein Bericht in keiner Weise als ein Versuch aufzufassen sei, die politische Haltung der deutschen Wehrmacht gegenüber dem Nationalsozialismus zu rechtfertigen.

So schmerzlich es auch für Schlabrendorff und seine Freunde gewesen ist, dass ihr Wollen ohne Vollbringen

blieb, so dürfen eie doch die Worte des römischen Dichters Ovid für sich in Anspruch nehmen:

«Ut desint vires, tarnen est laudanda voluntas.»

Und wenn auch die Kräfte fehlen,
So ist doch der Wille zu loben.

Wir lassen im Folgenden Schlabrendorff selbst sprechen, um der Erzählung nicht die Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens zu nehmen.

Gero v. S. Gaevernitz.

DIE OPPOSITION VOR DEM KRIEG

In den Anfängen der Opposition gegen Hitler war mein Anteil sehr bescheiden. Als Student auf der Universität Halle lernte ich 1928 den Nationalsozialismus theoretisch und praktisch kennen. Durch die Arbeit in der Studentenschaft hatte man dazu reichlich Gelegenheit. Als ich sah, in welchem Umfang der Nationalsozialismus zunächst die Studentenschaft und später auch die Dozentenschaft an sich zu reißen drohte, gründeten meine Freunde und ich an der Universität Halle eine Oppositionsgruppe. Damals waren wir noch jung, unvorsichtig und abenteuerlustig genug, um mit den Nationalsozialisten gern und freudig die Klinge zu kreuzen. Während die ältere Generation schon etwas ängstlich geworden war, scheuten wir uns nicht, dem führenden Nazi von Halle, Jordan, der damals schon den Titel «Gauleiter» trug, in seinen grossen Massenversammlungen das Leben sauer zu machen auf die Gefahr hin, eine tüchtige Tracht Prügel zu erhalten. Wiederholt griff ich als Diskussionsredner die Nazis öffentlich an, was meistens mit wilden Radauszenen endete.

Um die Wende des Jahres 1932/33 führte mich mein Weg nach Berlin, wo ich beim Staatssekretär des Preussischen Innenministeriums, Herbert von Bismarck, tätig war. In

dieser Stellung erlebte ich den 30. Januar 1933, den Tag, an welchem die Staatsgewalt an Hitler übergang.

Alle unsere Bemühungen, Hindenburg, Hugenberg, Papen und Seldte zu beeinflussen und dadurch das Zustandekommen jener unseligen Koalition zu verhüten, die Hitler als Steigbügel benützte, um sich in den Sattel zu setzen, waren gescheitert an der vollkommenen Blindheit, mit der diese im Grunde unpolitischen Politiker geschlagen waren.

Auf Grund der vorangegangenen Jahre des offenen Kampfes waren meine Freunde und ich nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, wohin die Herrschaft Hitlers führen werde. Damals war der bedeutendste Kopf unseres Kreises Ewald von Kleist. Was dieser Mann durch zwölf schwere Jahre hindurch im Kampf gegen Hitler geleistet hat, ist des höchsten Lobes würdig. Wenn ich das Zukunftsbild, das er damals vor unseren Augen entrollte, mit der Gegenwart vergleiche, so ist der Ausdruck Prophet für ihn nicht zu hoch gegriffen. Auf Kleists Anregung hin verfasste ich damals für das von ihm geleitete «Mitteilungsblatt der Konservativen Vereinigung» einen grösseren Aufsatz, in dem ich unsere grundsätzliche, ablehnende Haltung gegenüber Hitler und dem Nationalsozialismus aussprach, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Da nach unserer Überzeugung Gerechtigkeit das Fundament jedes Staates ist, griff ich Hitler an, weil er die Kommunistische Partei verboten und ihre Vertreter aus dem Reichstag ausgeschaltet hatte. Dieser Aufsatz bedeutete das Ende der Zeitschrift. Ihr weiteres Erscheinen wurde verboten.

So waren wir über Nacht in einen täglich brennender werdenden Kampf verwickelt. Wir suchten nach Bundesgenossen. Es war eine an Erfolgen arme, an Enttäuschungen überreiche, nervenanspannende Arbeit.

In dem Bemühen, wenigstens die deutschen Universitäten vor dem Nationalsozialismus zu retten, suchte ich die Verbindung zu einigen massgebenden Vertretern der deutschen Wissenschaft. Die wertvollste Verbindung fand ich zu einem grossen Juristen, dem Berliner Universitätsprofessor Rudolf Smend. Die Zusammenarbeit mit ihm riss niemals ab. Er wurde zu einem unserer treuesten Gefährten im Widerstand gegen den Nazismus. Neben ihm möchte ich Professor Eduard Spranger, ebenfalls von der Universität Berlin, nennen. Sein Name und Ruf als Philosoph und Pädagoge sind weltbekannt.

Diese Universitätsprofessoren als Vertreter der Dozentenschaft, zusammen mit einigen Vertretern der Studentenschaft, suchten um eine Unterredung mit dem damaligen Vizekanzler von Papen nach, um seine Mithilfe für die Wahrung der Lehr- und Verwaltungsfreiheit der deutschen Universitäten zu gewinnen. Nach diesem Empfang schrieb mir Eduard Spranger: «Unsere Besprechung war schlimmer als ein Misserfolg. Denn wir sind unverstanden geblieben. Man hatte den Eindruck, dass Papen die Bedeutung eines Pferdestalles höher zu schätzen weiss als die Bedeutung der deutschen Universitäten.»

Im Allgemeinen war die Opposition aus den Reihen der Hochschulprofessoren erstaunlich gering. Unter den wenigen, die von Anfang an die Gefahr des Nationalsozialis-

mus erkannten und aus ihrer Gegnerschaft kein Hehl machten, befand sich auch einer meiner Lehrer aus Halle, der als Völkerrechtler in der ganzen Welt bekannte Professor Max Fleischmann. Er wurde von den Nazis wegen seiner jüdischen Abstammung verfolgt und musste schliesslich seine Lehrtätigkeit einstellen. Obwohl er von jeder nicht-deutschen Universität einen Lehrauftrag hätte erhalten können, blieb er in Deutschland. Hier stellte er der Opposition sein umfangreiches Wissen, seine Gelehrsamkeit und seine Arbeitskraft zur Verfügung und arbeitete noch mitten im Kriege eine Verfassung aus, die er sich für ein von Hitler befreites Deutschland vom Herzen schrieb. Obwohl er sich äusserlich nichts anmerken liess, litt er schwer unter der öffentlichen Verfemung und unter den armseligen Verhältnissen, unter denen zu leben er gezwungen war. Während dieser Jahre habe ich ihn häufig gesehen und habe versucht, ihm ein schweres Los zu erleichtern. Bei unserer letzten Zusammenkunft, in der Weihnachtszeit 1943, überraschte er mich mit der Mitteilung, er wolle mir die Rechte an seinen Werken übertragen. Gleichzeitig bat er mich, seine Arbeiten fortzusetzen. Als ich ihn kurz darauf in seinem bescheidenen Zimmer aufsuchen wollte, weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Da er erfahren hatte, dass seine Verschleppung nach Polen unmittelbar bevorstand, hatte er den Kampf aufgegeben und seinem Leben ein Ende gesetzt.

Bei dem Versuch, mit Gruppen der Linken zu einer Zusammenarbeit zu kommen, traf ich Ernst Niekisch, den Herausgeber des «Widerstand», einer damals vielgelesenen Zeitschrift. Niekisch war ursprünglich Sozialdemokrat ge-

wesen, hatte nach dem Krieg zusammen mit August Winnig die Partei der Altsozialisten ins Leben gerufen und war dann zum Gründer einer Bewegung geworden, die, auf sozialistischen Ideen aufbauend, für Deutschland den Gedanken einer Annäherung an Russland vertrat. Niekisch war ein Mann von grosser Standhaftigkeit. Mit dieser Eigenschaft vereinigte er ein grosses Wissen, einen reichen Geist und eine glänzende Gabe des schriftlichen und mündlichen Ausdrucks. Als der erste Chef der Deutschen Heeresleitung, Generaloberst von Seeckt, die Fäden zu Russland wieder anknüpfen wollte, fuhr Niekisch in seinem Auftrage nach Moskau. Seine mit Radek geführten Verhandlungen fanden ein wirksames Echo.

Zwischen Niekisch und mir bestand ein besonders freundschaftliches Verhältnis, da es uns gelungen war, Anfang 1933 einen Berliner SA-Keller, in den er und andere Nazi-gegner verschleppt worden waren, auszuheben und die Insassen zu befreien.

Im Jahre 1937 wurde Niekisch in ein Hochverratsverfahren verwickelt. Von der ihm zudiktierten Strafe – lebenslängliches Zuchthaus – verbüsste er acht Jahre im Zuchthaus in Brandenburg, wo er im Frühjahr 1945 befreit wurde. Er bezahlte seinen Widerstand gegen Hitler mit dem Verlust des Augenlichtes. Ausserdem zog er sich eine Lähmung beider Beine zu. Diese Gesundheitsschädigungen waren eine Folge von medizinischen Versuchen, welche die Gestapo mittels Einspritzungen an ihm vorgenommen hatte.

Von Niekisch, dem Sozialisten, stammte die vorzügliche Schrift «Hitler, ein deutsches Verhängnis», während der

zu unserem Kreis gehörende Konservative Ewald von Kleist seine unerbittliche Kampfansage gegen Hitler in seiner Schrift «Der Nationalsozialismus – eine Gefahr» formuliert hatte. Beide Männer kamen sich auch persönlich dadurch nahe, dass der Sozialist Niekisch den stockkonservativen Kleist am 30. Juni 1934 in seiner Wohnung vor den Häschern der Gestapo versteckte.

Mit der Zeit mussten wir erkennen, dass das deutsche Volk in drei Gruppen eingeteilt werden konnte: in Nazis, Nichtnazis und Antinazis. Die Nichtnazis waren beinahe schlimmer als die Nazis. Ihr mangelnder Charakter hat uns mehr zu schaffen gemacht als die Willkür und Brutalität der Nazis. Viele anfängliche Gegner des Nationalsozialismus glaubten, die ihnen vorgesezte Dosis der neuen «Weltanschauung» aus Taktik schlucken zu müssen, in der Annahme, auf diese Weise das drohende Gesamtübel verhindern zu können. Um das vermeintlich Schlimmere zu verhüten, wurde das geringere Übel akzeptiert. So gerieten viele von ihnen auf eine schiefe Ebene. Sie verachteten die Lehre der alten Römer «principiis obsta – wehre den Anfängen» und wurden schliesslich doch von der Lawine des Nationalsozialismus erfasst.

Zu den unentwegten Antinazis zählte mein Vorgesetzter Herbert von Bismarck, der Staatssekretär des Preussischen Innenministeriums. Dieser litt unsagbar unter der Tatsache, dass es während seiner Amtszeit, in der er politische Verantwortung trug, Menschen gab, die wegen ihrer Abstammung oder wegen ihrer Gesinnung dem nationalsozialistischen Terror unterworfen waren. Er beschloss



Generalmajor Hans Oster

benützte seine Stellung im deutschen militärischen Nachrichtendienst dazu, die Opposition gegen Hitler in jeder Weise zu fördern. Während vieler Jahre liefen in seiner Hand die Fäden der Widerstandsbewegung zusammen. Er wurde von den Nationalsozialisten erhängt.

deshalb, an Göring, der damals preussischer Minister des Innern war, die Forderung zu stellen, dem Parteiterror ein Ende zu setzen. Um diesen Plan in ultimativer Form im Kabinett vortragen zu können, bedurfte er der Unterstützung. Er suchte sie bei Papen, Hugenberg und Blomberg. Er fand bei allen Dreien Ablehnung. Papen rühmte sich damals sogar, noch niemals die preussische Verfassung gelesen zu haben, obwohl er preussischer Ministerpräsident war. Bei Hugenberg stiess er auf vollkommene Interesselosigkeit.

Die Rücksprache mit dem Reichskriegsminister von Blomberg war, wie mir Bismarck selbst erzählte, ebenso dramatisch wie bezeichnend. Als Bismarck ihm seine Sache vortrug, erklärte Blomberg, er sei Offizier und habe zu gehorchen, habe also nicht andere, gegen die Direktiven von oben sich richtende Absichten zu unterstützen. Bismarck erwiderte: »Ich bin nicht zum General von Blomberg, sondern zum Minister von Blomberg gekommen.

Nach der Verfassung tragen Sie als Minister eine politische Verantwortung, die mit Ihrem Generalsrang nichts zu tun hat.« Daraufhin schlug Blomberg mit der Faust auf den Tisch und sagte: «Ich verbitte mir solche Gespräche in meinem Dienstzimmer.» Nach einem weiteren Wortwechsel stand Bismarck auf und ging. Von seinem Gewissen getrieben, stellte er trotzdem seine Forderung an Göring. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Sie lautete: «Nein», ein Umstand, der Bismarck veranlasste, seinen Abschied zu nehmen. Die ihm von Göring angebotenen Posten eines Staatsrates und Regierungspräsidenten schlug er aus.

Ungefähr zur selben Zeit hatte ich ein Gespräch mit dem

späteren Generalfeldmarschall von Rundstedt. Er galt als Nichtnazi. Im Gespräch zeigte es sich, dass er die Nazis erkannt hatte und auf sie schimpfen konnte. Es zeigte sich aber leider gleichzeitig, dass er ebenso entschlossen war, aus seiner Erkenntnis keine Konsequenzen zu ziehen.

Eine ganz andere Aufnahme fand ich dagegen bei Martin Niemöller, der damals durch seine ersten wuchtigen Predigten als Pfarrer in Dahlem die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und später als Führer der Bekennenden Kirche in Deutschland dem Protestantismus neuen Aufschwung gab. Gleichzeitig gab er einem grossen Teil der deutschen Widerstandsbewegung die weltanschauliche Grundlage. In dieser Arbeit fand er eine wertvolle und unermüdliche Unterstützung in dem bedeutenden protestantischen Theologen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer. Dieser besass durch seine Tätigkeit in der Ökumenischen Bewegung die Möglichkeit, Beziehungen zu ausserdeutschen Kreisen anzuknüpfen.

Da wir aber auch mit den Katholiken Deutschlands Fühlung suchten, war ich bemüht, mit Heinrich Brüning, dem führenden Kopf des politischen Katholizismus in Deutschland, in Berührung zu kommen. Dieser wohnte damals in zwei Zimmern des St. Hedwig-Krankenhauses in Berlin, um sich der Beobachtung durch die Nazis besser entziehen zu können. Als ich ihn auf die Kampfstellung des Protestantismus gegen Hitler aufmerksam machte und ihm mein Erstaunen darüber zum Ausdruck brachte, dass der katholische Bischof von Osnabrück Mitglied des von Göring eingesetzten Preussischen Staatsrates gewor-

den sei, erwiderte er mir: «Man muss wählen, ob man unter dem Hakenkreuz oder unter dem Kreuz Christi stehen will. Für eines von beiden muss man sich entscheiden.»

Auf diese Weise kam ich auch in Fühlung mit anderen führenden Katholiken, insbesondere mit Baron Karl Ludwig von Guttenberg. Dieser war der Herausgeber der Monatszeitschrift «Weisse Blätter». Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, niemals ein nationalsozialistisches Wort zu drucken. Durch Guttenberg wurde ich Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Diese erschien noch lange nach Kriegsausbruch, ohne ihrer Gesinnung untreu zu werden.

Ein anderer, ebenfalls aus dem katholischen Lager stammender Mitkämpfer war der Direktor des St. Gertrauden-Krankenhauses in Berlin, Professor Dr. Sigismund Lauter. In seiner geräumigen Wohnung fanden viele Besprechungen statt. Dadurch, dass er als vielbeschäftigter Arzt nicht, so wie viele andere, durch die Gestapo überwacht wurde, war uns in den zwölf Jahren der Hitlerherrschaft ein unauffälliges Zusammenkommen bei ihm möglich. In seiner Wohnung haben auch viele vorbereitende Aussprachen für das Attentat vom 20. Juli 1944 stattgefunden.

Aus dieser Zeit muss noch einer meiner engsten Freunde, Nikolaus von Halem, genannt werden. Seine starke und geniale Persönlichkeit war schon durch sein Äußeres anziehend. Er hatte die Gabe, andere Menschen für seine Ideen zu gewinnen und wusste das Wesentliche vom Nebensächlichen zu unterscheiden. Daneben besass er die Fähigkeit, schnell und schlagkräftig zu formulieren. Von Hitler prägte er das treffende Wort: «Der Postbote des Chaos». Ihm gelang es, manchen hohen Nazibeamten «umzu-

drehen», das heisst zu bekehren. So entfremdete er den Reichspreiskommissar Josef Wagner, der Gauleiter von Westfalen und Schlesien gewesen war, dem Nationalsozialismus bis zur völligen Abtrünnigkeit. Wagner wurde bereits vor dem Kriege seines Postens enthoben, weil er Juden und Katholiken vor den Übergriffen der Nazis schützte.

Auch als es notwendig wurde, mit nichtdeutschen Kreisen die Fühlung aufzunehmen, war Halem der rührigste unter uns. Seine Reisen nach Italien, Schweden, Frankreich und Russland schufen mit wichtigen Persönlichkeiten Europas den unentbehrlichen Kontakt. Bei seiner vielseitigen Tätigkeit hatte er manche Gefahr zu bestehen. Mit erstaunlicher Gewandtheit gelang es ihm lange Zeit, den Fängen der Gestapo zu entgehen.

In ähnlicher Weise war auch Herbert Mumm von Schwarzenstein tätig. Er war Diplomat gewesen, war infolge seiner politischen Einstellung aus dem Auswärtigen Amt hinausgeworfen worden und hatte seitdem sein Leben dem Kampf gegen Hitler gewidmet. Seine guten Beziehungen zu ausländischen Diplomaten, insbesondere zu Belgiern und Amerikanern, waren für uns sehr wichtig. So stand er unter anderm in engem Kontakt mit Alexander Kirk, dem letzten Geschäftsträger der amerikanischen Regierung in Berlin vor dem Kriege.

Die Unmöglichkeit, unter der Diktatur Hitlers als Beamter tätig zu sein, lag für mich auf der Hand. Ich entschloss mich daher, meiner Neigung entsprechend, die Rechtsanwaltslaufbahn zu ergreifen. Zu diesem Zweck gab ich mich im Herbst 1933 in die Provinz. Dort hörte

meine politische Tätigkeit nicht auf. Aber sie verlor, infolge fehlender Verbindung nach Berlin, an Bedeutung und wurde zur Kleinarbeit im Stillen. Immerhin gelang es, in Rhein-Hessen und Pommern eine verlässliche anti-nationalsozialistische Zellenbildung ins Leben zu rufen. Viele wertvolle Menschen wurden in mühevoller, langwieriger Einzelarbeit gewonnen und der Oppositionsbewegung eingegliedert. Es ist unmöglich, alle ihre Namen zu nennen.

Als ich 1938 nach Berlin zurückkehrte, fand ich ein verändertes Bild vor. War die deutsche Opposition gegen Hitler früher ein loses Mosaikbild der vor 1933 politisch führenden Kräfte gewesen, so war jetzt zwar keine feste Organisation, aber ein Zusammenspiel entstanden, in dem diese Kräfte sich entfalteten. Es war eine Vielfalt von Kreisen vorhanden, die sich gegenseitig überschnitten, wobei bald der eine im Mittelpunkt stand, bald der andere. Ich kannte zwar viele Personen aus diesen Kreisen, gehörte aber keinem ausschliesslich an. Mein Weg sollte eine andere Richtung nehmen.

Durch Bismarck lernte ich den späteren General Hans Oster kennen, der eine leitende Stellung im militärischen Nachrichtendienst Deutschlands bekleidete. Er war Chef des Zentralamtes der Abwehrabteilung im Oberkommando der Wehrmacht. Damit war ich unmittelbar bis in das Zentrum der Widerstandsbewegung vorgedrungen.

Oster war ein Mann nach dem Herzen Gottes. Er war von grosser Klarheit, die ihn auch in gefährvollen Situationen nicht verliess. Er war gewissermassen der «Geschäftsführer» und die «Clearingstelle» der Widerstandsbewe-

gung. Dass er diese Rolle hatte übernehmen können, war das Verdienst seines Vorgesetzten, des Admirals Canaris. Canaris hasste Hitler und den Nationalsozialismus, aber er fühlte sich zu alt, um selbst noch zu handeln. Dafür hielt er den Schutzschild über Oster und gestattete, dass der Apparat des militärischen Nachrichtendienstes, soweit er Oster unterstand, benutzt wurde, um die Organisation der deutschen Opposition gegen Hitler aufrecht zu erhalten, zu stärken und ihr neue Kräfte zuzuführen.

Oster sah seine Aufgabe darin, eine Brücke zwischen den zivilen Kreisen der Opposition und dem Militär zu schlagen. Wir lebten in einer Diktatur. Mit demokratischen Mitteln und dem Stimmzettel war nichts zu erreichen. Den zivilen Kräften waren ohne militärischen Rückhalt die Hände gebunden. Unsere Arbeit konnte nur Erfolg haben, wenn es gelang, militärische Kräfte für unsere Absichten zu gewinnen.

In dieser Hinsicht gründete sich unsere Hoffnung auf den Generaloberst Freiherrn von Fritsch, den Chef der Heeresleitung. Er war Antinazi. Gleich ihm waren Generaloberst Beck, damals Chef des Generalstabes des Heeres, und General Thomas, der Chef der Wehrwirtschaft, entschlossene Gegner Hitlers. Beide standen in Kontakt mit Hitlergegnern aus zivilen Kreisen, insbesondere mit dem früheren Leipziger Oberbürgermeister Dr. Goerdeler.

Die nazifeindliche Einstellung von Fritsch blieb der Gestapo nicht verborgen. Um ihn zu stürzen, verwickelte diese ihn in eine niederträchtige Intrige. Zum Anlass hierfür diente die Tatsache, dass Fritsch zu Beginn des Jahres 1938 im Namen des Heeres den Rücktritt des Reichs-

kriegsministers, Generalfeldmarschalls von Blomberg, verlangt hatte. Mit dieser Forderung hatte es folgende Bewandnis: Blomberg hatte Beziehungen zu einer Frau unterhalten, deren früherer Lebenswandel die Aufmerksamkeit der Sittenpolizei auf sich gezogen hatte. Er hatte sich an Göring gewandt mit der Bitte, für ihn die Erlaubnis zu erwirken, diese Frau heiraten zu dürfen. Göring, der damals die Möglichkeit witterte, vielleicht selbst an Stelle Blombergs Kriegsminister zu werden, entsprach bereitwilligst dieser Bitte. Nicht nur wurde mit Vergnügen von den Vorurteilen früherer Zeiten abgesehen und die Heirat genehmigt, sondern Hitler und Göring spielten selbst die Trauzeugen.

Die Gestapo aber nahm das Gesuch, in dem Fritsch den Rücktritt Blombergs verlangte, zum Anlass, Fritsch selbst eines unsittlichen Lebenswandels zu beschuldigen und spielte Hitler eine Akte in die Hand, die Vorwürfe wegen wiederholter homosexueller Vergehen enthielt. Hitler griff diese Vorwürfe auf und entblödete sich nicht, sie in einer eigens dazu anberaumten Kabinettsitzung auch der Reichsregierung aufzutischen.

Wie waren diese lügnerischen Vorwürfe entstanden? Aus früherer Zeit war eine polizeiliche Akte vorhanden, derzufolge ein pensionierter Rittmeister von Frisch in eine homosexuelle Affäre verstrickt war. Diese Akte wurde von der Gestapo ausgegraben und dazu benutzt, den verhassten Generaloberst von Fritsch zu Fall zu bringen, indem man aus dem Namen Frisch durch Einfügung des Buchstabens «t» den Namen Fritsch machte. Infolge der Gesprächigkeit Hitlers erfuhr sein Chefadjutant, Oberst Hossbach, von dieser gemeinen Intrige. Er nahm den Vorfall nicht schwei-

gend hin, sondern erklärte Hitler, er werde über diese Angelegenheit Meldung erstatten. Als Hitler ihm dies strengstens untersagte, liess sich Hossbach nicht einschüchtern, sondern sagte Hitler ins Gesicht, sein militärischer Vorgesetzter sei der Chef des Generalstabes, Generaloberst Beck. Er werde diesem trotz Hitlers Verbot den Vorfall melden. Gesagt, getan.

Durch Beck erfuhr Fritsch von den lügnerischen Angriffen. Als Nur-Soldat tat er daraufhin das Unpolitischste, was er tun konnte: unter Hinweis auf das ihm entzogene Vertrauen bat er um seinen Abschied. Durch diesen Schritt hatten die Nazis leichtes Spiel. Da gleichzeitig auch Blomberg infolge seines Heiratsskandals zum Rücktritt gezwungen wurde, erhielt Hitler die Möglichkeit, zwei der wichtigsten Posten innerhalb der Deutschen Wehrmacht nach seinen Wünschen neu zu besetzen. Die Stellung des Reichskriegsministers, die Blomberg inne gehabt hatte, wurde abgeschafft. Der Hitler hörige General Keitel wurde zum Chef des Oberkommandos der Wehrmacht ernannt, während General von Brauchitsch als Nachfolger von Fritsch Oberbefehlshaber des Heeres wurde. Der mutige Hossbach aber, der es gewagt hatte, gegen Hitlers ausdrücklichen Befehl zu handeln, wurde sowohl aus der Umgebung Hitlers als auch aus dem Generalstab entfernt.

Im Februar 1938 nahte die Österreich-Krise. Während am 12. März jenes Jahres die deutschen Truppen in Österreich einmarschierten, sass Beck an seinem Schreibtisch und verfasste eine an Hitler gerichtete Denkschrift. Hierin legte er dar, dass bei Fortsetzung einer auf Eroberungen gerichteten Politik mit unvermeidlicher Sicherheit

eine Katastrophe eintreten würde, die Deutschland und ganz Europa ins Verderben stürzen werde. Er beschwor Hitler, auf dem eingeschlagenen Weg Halt zu machen. Auf diese Denkschrift erhielt Beck niemals eine Antwort.

Wenige Tage später erreichte uns die Nachricht, Wilhelm von Ketteier, einer unserer Gesinnungsgenossen an der Deutschen Botschaft in Wien, werde vermisst, während Roman Haedelmayr, sein Vertrauensmann, von der Gestapo verhaftet worden sei. Beide hatten versucht, österreichische Kreise zu gewinnen, um der gewaltsamen Lösung Hitlers mit Gewalt entgegenzutreten.

Ketteier wurde Ende April 1938 bei Hainburg, etwa 30 Kilometer östlich von Wien, als Leiche aus der Donau gezogen. Die Leiche wies keine äusseren Verletzungen auf. Nach einiger Zeit erst bekamen wir von einem SS-Mann auf unsere Frage, wie es möglich sei, einen Menschen zu ermorden, ohne dass irgendein Zeichen der Gewaltanwendung erkennbar sei, die Antwort: «Das ist furchtbar einfach. Man nimmt den Halunken und steckt ihn mit dem Kopf in eine mit Wasser gefüllte Badewanne. Das genügt, um selbst die katholischste Kreatur schnell in die Ewigkeit zu befördern.»

Haedelmayr, so erfuhren wir später, war von der Gestapo im Flugzeug von Wien nach München gebracht worden. Das Verhör ergab keine Beweise gegen ihn. Daraufhin wurden ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt. Um ihn zum Sprechen zu bringen, wurde er dann an einen Balken aufgehängt und geschlagen. Er wurde beschimpft, angespien und mit glühenden Zigaretten gebrannt. Seine Armgelenke wurden ausgekugelt. Alle Folterungen lösten seine

Zunge nicht. In seiner Zelle verbreiteten starke elektrische Lampen eine unerträgliche Hitze. Viele Wochen grausamer Einzelhaft vergingen, ohne dass Haedelmayr ein Geständnis ablegte. Dann kam er in das Konzentrationslager nach Dachau und von dort nach Buchenwald. Hier musste er zusehen, wie Menschen zu Tode geprügelt, getreten, niedergeritten oder zu Tode gehetzt wurden. Häftlinge, die aus Schwäche oder Krankheit nicht mehr imstande waren, einen Handgriff zu tun, wurden zu Tode gepeitscht oder in die Luft gesprengt. Menschen wurden wie Pferde zusammengeschrirt und vor ein gefesseltes Opfer gespannt, um dann von besonders dressierten Hunden über frisch geschotterte Strassen gejagt zu werden.

Bis zum Jahre 1938 waren es vor allem Deutsche gewesen, die in diesen Lagern schmachteten. Von diesem Zeitpunkt an kamen auch Angehörige anderer Nationen in diese Konzentrationslager. Haedelmayr blieb dort bis zum Frühjahr 1943. Dann wurde er entlassen, um sofort darauf als Soldat eingezogen zu werden.

Das Schicksal Österreichs wurde zum Sturmsignal. Immer mehr festigte sich bei dem unerschütterlichen Nazi-gegner Generaloberst Ludwig Beck die Überzeugung, dass Hitlers Politik zum Weltkrieg führen müsse. Die Verantwortung hierfür vor der Geschichte und dem deutschen Volke auf sich zu nehmen, war er nicht gewillt. Er nahm daher, als im Spätsommer 1938 die ersten Anzeichen der Tschechenkrise am Propagandahimmel erschienen, die Gelegenheit wahr, Hitler in einer mündlichen Aussprache zur Rede zu stellen. Dieser leugnete nicht, dass es zu einer bewaffneten Auseinandersetzung kommen

könne, bestritt aber, dass er auf einen Krieg lossteure. Beck gab nicht nach, sondern forderte Garantien. Wie mir Beck selbst erzählte, antwortete Hitler: «Die Wehrmacht ist ein Instrument der Politik. Ich werde der Armee ihre Aufgabe zuweisen, wenn der Augenblick gekommen ist. Die Armee hat diese Aufgabe zu lösen und nicht zu diskutieren, ob die Aufgabe richtig oder falsch gestellt ist.»

Doch Beck liess nicht locker. Er erwiderte: «Dieser Standpunkt ist für mich als Chef des Generalstabes unannehmbar. Die Verantwortung für Befehle, deren Inhalt ich nicht billigen kann, übernehme ich nicht.»

Beck ging nach dieser Unterhaltung nach Hause und demissionierte. Hitler versuchte ihn zu halten, indem er auf das Demissionsgesuch nicht antwortete. Aber Beck beharrte auf seiner Entlassung und betrat seine Diensträume im Reichskriegsministerium nicht mehr. So erzwang er seine Verabschiedung gegen Hitlers Willen.

Im September 1938 folgte General Halder dem Generalobersten Beck als Chef des Generalstabes. Zu dieser Zeit war es in erster Linie der Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler, der Halder zu einer bewaffneten Aktion gegen Hitler zu gewinnen suchte. Wie ich durch Oster wusste, war Halder auch nahezu entschlossen. Selbst Brauchitsch spielte den starken Mann und Revolutionär, zumal er von Generälen wie Witzleben und Höppner stark gedrängt wurde. Aber der Kontakt zwischen Halder und Brauchitsch war nicht eng genug, um einen Entschluss herbeizuführen.

Das Versagen von Brauchitsch und Halder hinderte General Oster nicht, in seiner Arbeit fortzufahren. Vorerst

lag ihm daran, die Fäden mit dem Ausland dichter zu knüpfen und vor allem die Fühlung mit englischen Kreisen enger zu gestalten. Auf diesem Gebiet war auch Goerdeler unermüdlich. Hatte er doch in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges viele Reisen unternommen, um sein Weltbild zu erweitern und sich ein Urteil über die internationale Lage zu bilden. In diesen Jahren war er Läufer in Frankreich, England, in den Vereinigten Staaten und in vielen anderen Ländern gewesen und hatte die Erkenntnisse, die er auf seinen Reisen gewonnen hatte, in ausführlichen Denkschriften niedergelegt. Diese hatte er an die meisten leitenden politischen und militärischen Stellen gesandt, um Hitlers Absichten entgegenzuwirken und den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Im Dezember 1938 warnte Goerdeler in einer zusammenfassenden Schlussbetrachtung über die internationale Lage: «Hinter England und Frankreich stehen auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist kein Zweifel mehr gestattet, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei einem Kriege von der ersten Sekunde an auf der Seite Englands und Frankreichs stehen. Sie werden einen wesentlichen Teil des Atlantiks schützen. Sie werden Flugzeuge, Waffen und Munition senden. Sie werden allerdings versuchen, Truppentransporte nach Europa so lange wie möglich zu vermeiden . . . »

Ich selbst fuhr kurz vor Kriegsausbruch nach England. Dort suchte ich Lord Lloyd auf, zu dem ich dank einer von unserer Gruppe neu gesponnenen Verbindung Zutritt hatte. Ich konnte ihm mitteilen, dass der Ausbruch des Krieges unmittelbar bevorstehe und durch einen Angriff auf

Polen eingeleitet werden solle, was auch immer für Vermittlungsvorschläge gemacht werden würden. Ferner konnte ich ihm sagen, dass die englischen Bemühungen um Russland durchkreuzt werden würden, weil der Abschluss eines Vertrages zwischen Hitler und Stalin bevorstehe. Hitler wolle sich durch diesen Vertrag den Rücken freihalten.

Lord Lloyd bat mich, ihn zu ermächtigen, beide Mitteilungen an Lord Halifax, den damaligen englischen Aussenminister, weiterzugeben. Ich trug keine Bedenken. Zum gleichen Zeitpunkt hatte ich eine Besprechung ähnlichen Inhalts mit Winston Churchill. Sie fand auf dem Landsitz Churchills statt. Als ich meine Darlegungen mit dem Satz einleitete: «Ich bin kein Nazi, aber ein guter Patriot,» lächelte Churchill über sein breites Gesicht und sagte: «Ich auch.»

Nach Deutschland zurückgekehrt, lernte ich im Sommer 1939 Henning von Tresckow kennen. Er war einer der befähigsten deutschen Generalstabsoffiziere und hatte sich ein unabhängiges politisches Urteil bewahrt. Wir hatten ein langes und eingehendes Gespräch. Es endete mit der gemeinsamen Feststellung, dass Pflicht und Ehre von uns forderten, alles zu tun, um Hitler und den Nationalsozialismus bei der ersten sich bietenden Möglichkeit zu Fall zu bringen und damit Deutschland und Europa vor der Gefahr der Barbarei zu retten. Dieses Gespräch sollte für uns in den kommenden Jahren von folgenschwerer Bedeutung werden.

DIE WIDERSTANDBEWEGUNG IM KRIEG

Für jeden Einsichtigen war es klar, dass der Krieg gegen Polen den Weltkrieg unmittelbar nach sich ziehen würde. Nur Hitler glaubte es nicht. Er hielt sich an die Informationen, die ihm von seinem Aussenminister Ribbentrop übermittelt wurden und die der Wahrheit zuwider liefen. Von unserer Seite war unter Mitwirkung von Generaloberst Beck, dem früheren Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler, dem preussischen Finanzminister Popitz, Staatssekretär Planck, dem früheren Botschafter von Hassell, General Oster und General Thomas ein letzter Versuch unternommen worden, den Krieg zu verhindern. General Thomas verfasste im Sommer 1939 eine Denkschrift, mit der er versuchte, Generalfeldmarschall Keitel zu veranlassen, den Angriff auf Polen zu verhindern. Um nicht als Pazifist verdächtigt und verhaftet zu werden, begründete Thomas seine Auffassung damit, dass ein Angriff auf Polen einen Weltkrieg zur Folge haben würde, den Deutschland nicht durchhalten könne. Mit dieser Denkschrift ging Thomas zu Keitel, der damals nach Hitler die wichtigste Stellung in der deutschen Wehrmacht bekleidete. Keitel erwiderte, die Gefahr eines Weltkrieges bestehe nicht. Denn die Franzosen seien vom Pazifismus durchsetzt. Auch die Engländer seien zu deka-

dent, um Polen tatkräftig beizustehen. Selbst Amerika werde sich hüten, auch nur einen Mann nach Europa zu schicken, um für Polen oder England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Unmittelbar vor dem Angriff auf Polen besprach Thomas die Lage mit Admiral Canaris, dem Chef des deutschen Nachrichtendienstes. Hierbei berichtete Canaris, der Angriffstermin sei um einige Tage verschoben worden. Nun versuchte Thomas noch einmal, Keitel davon zu überzeugen, dass ein Krieg mit Polen den Ausbruch eines Weltkrieges zur Folge haben werde. Keitel lehnte alle Erwägungen von Thomas ab und erwiderte, Hitler habe die Weltkriegsgefahr verneint. Der Pakt zwischen Deutschland und Russland sei ein so grosser politischer Erfolg, dass ein Weltkrieg unmöglich geworden sei. Auch von Seiten des Heeres waren Hitler gegenüber die grössten Bedenken gegen den Polenfeldzug zum Ausdruck gebracht worden. Aber Hitler liess sich nicht mehr zurückhalten.

Als am 1. September 1939 Hitler den Krieg gegen Polen vom Zaune brach, waren drei Voraussetzungen erfüllt, welche die Widerstandsbewegung als notwendig erachtete, um einen Staatsstreich mit Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können:

1. Zum ersten Mal rückte ein Zusammenspiel der in der ganzen Welt gegen den Nationalsozialismus kämpfenden Kräfte in den Bereich der Möglichkeit.
2. Die politische Widerstandsbewegung hatte die Verbindung zum Militär gefunden. Sie hatte damit ihre Hand nach dem Instrument ausgestreckt, durch das einzig



Generaloberst Ludwig Beck

vormals Chef des deutschen Generalstabs, trat im Jahre 1938 aus Protest gegen Hitlers Kriegspläne zurück. Er war der allgemein anerkannte Kopf der Widerstandsbewegung gegen Hitler. Er beging Selbstmord.

und allein der Todesstoss gegen den Nationalsozialismus geführt werden konnte.

3. Infolge des Kriegsausbruches hatte das Militär wesentlich an Einfluss gewonnen.

Ein glücklicher Umstand hatte es gefügt, dass Generaloberst von Hammerstein, ein entschlossener Gegner Hitlers, aus der Versenkung hervorgeholt wurde. Er war im Jahre 1934 auf Veranlassung Hitlers verabschiedet worden, weil er ihm wegen seiner engen Beziehungen zu den Gewerkschaften verdächtig war. Wurde er doch aus diesem Grunde in eingeweihten Kreisen der «rote General» genannt. Jetzt erhielt Hammerstein den Oberbefehl über eine Armee am Rhein. An diese Tatsache wurde von uns ein weittragender Plan geknüpft. Hitler sollte veranlasst werden, dieser Armee einen Besuch abzustatten, um während des Feldzuges gegen Polen die militärische Stärke des Dritten Reiches auch am Rhein zu dokumentieren. Generaloberst von Hammerstein war entschlossen, Hitler bei diesem Besuch festzunehmen und zu stürzen.

Meine persönliche Aufgabe in den ersten Septembertagen 1939 bestand darin, täglich mit den noch in Berlin weilenden englischen Diplomaten Fühlung zu halten. Als trotz aller Bemühungen Neville Chamberlains am Vormittag des 3. September 1939 zwischen England und dem Dritten Reich die Feindseligkeiten ausgebrochen waren, wurde mir die Aufgabe zuteil, den Engländern von dem bevorstehenden Plan Hammersteins Mitteilung zu machen. Die englische Botschaft in Berlin war schon geräumt. Aber es gelang mir, im Hotel Adlon zwischen ein und zwei Uhr

mittags den mir gut bekannten ersten Botschaftsrat, Sir George Ogilvy Forbes, zu erreichen und mich meines Auftrages zu entledigen. Während wir uns noch in der Hotelhalle unterhielten, betraten mehrere SS-Offiziere das Hotel. Sie wandten sich zunächst an einen Oberkellner, wurden von diesem an unsern Tisch gewiesen und traten an Sir George heran. Einen Augenblick fürchtete ich für mich das Schlimmste, weil ich annahm, die Offiziere der SS würden sich auch für mich interessieren, da ich nach Kriegsausbruch zwischen England und Deutschland mit einem hohen englischen Diplomaten eine Mahlzeit einnahm. Aber zum Glück beachteten sie mich nicht. Nach kurzer Unterhaltung verliessen sie wieder die Hotelhalle. Sir George, der nicht eine Sekunde lang seine Ruhe verloren hatte, erzählte mir, die SS-Offiziere hätten ihn lediglich über die Einzelheiten der bevorstehenden Abreise der Mitglieder der englischen Botschaft unterrichtet.

Einige Tage später sagte Hitler, der eine Witterung für persönliche Gefahren hatte, den schon in Aussicht genommenen Besuch bei der Armee Hammerstein wieder ab und verfügte, dass Hammerstein den Oberbefehl über seine Armee abgeben müsse. Dieser trat erneut in den Ruhestand. Die Enttäuschung über das Misslingen unseres Planes dürfte bei den unterrichteten englischen Kreisen ebenso gross gewesen sein wie bei uns.

Der Polenfeldzug nahm seinen Verlauf. Der Welt ist bekannt, welch ein Terrorregime die SS in Polen errichtete. Als ich später einmal Generalfeldmarschall von Bock über diese Greuel in Polen befragte, erzählte er mir, Hitler

habe kurz vor Beginn des Polenfeldzuges die Armeeführer zusammengerufen, um sie von seinem Entschluss, Polen anzugreifen, zu unterrichten. Damals habe er ihnen gesagt, es werde gegen die Polen nach Beendigung des Feldzuges mit unerbittlicher Strenge vorgegangen werden. Es würden sich dann Dinge ereignen, die nicht den Beifall der deutschen Generale finden würden. Er wolle deshalb nicht das Heer mit den notwendigen «Liquidationen» belasten, sondern die Vernichtung der polnischen Oberschicht, insbesondere der polnischen Geistlichkeit, durch die SS vornehmen lassen. Er verlange vom Heer lediglich, dass sich die Generalität in diese Dinge nicht einmische, sondern sich auf ihre militärischen Aufgaben beschränke. Bock erzählte mir ferner, dass Hitlers Erklärung von den anwesenden Armeeführern mit Schweigen entgegengenommen worden sei. Wenn meine Freunde und ich sich auch darüber im Klaren waren, dass ein ernsthafter Widerspruch wahrscheinlich schwerwiegende Massnahmen gegen den betreffenden General zur Folge gehabt hätte, so erfüllte uns doch die Gefügigkeit der Armeeführer mit Grauen. Erst nach Beendigung des Polenfeldzuges kam *es wegen* der durch die SS verübten Greuel zu schweren Differenzen zwischen der SS und General Blaskowitz, dem damaligen militärischen Oberbefehlshaber in Polen. Selbstverständlich zog Blaskowitz den Kürzeren.

Während der Dauer des Polenkrieges fürchtete der deutsche Generalstab, wie ich durch Oster hörte, eine Offensive der Franzosen am Rhein. Zu Anfang war die Besetzung des sogenannten deutschen Westwalles ausgesprochen schwach. Warum Gamelin, der damalige französi-

sche Generalissimus, den Augenblick nicht ausnützte, blieb unverständlich. Nach der Ansicht des deutschen Generalstabs hätte ihm der Durchbruch am Rhein mit einiger Anstrengung gelingen können.

Im Oktober 1939 wurde ich zum Militär eingezogen und stand als Unteroffizier bei einem Infanterieregiment.

Inzwischen versuchte unsere Widerstandsgruppe, über den Vatikan eine Aussprache mit den gegnerischen Mächten herbeizuführen, um eine aussenpolitische Grundlage zu erzielen, welche die Bedenken von Brauchitsch und Halder, den damals führenden Männern des deutschen Heeres, gegen einen Staatsstreich hätten zerstören können. Anfang April 1940 war folgendes Ergebnis erzielt: der Vatikan hatte sich bereit erklärt, zu versuchen, einen Frieden zu vermitteln. Er hatte daran lediglich die Bedingung der Beseitigung der Regierung Hitlers und Ribbentrops geknüpft. General Thomas überbrachte Halder diese Nachricht und dieser gab sie an Brauchitsch weiter. Aber Brauchitsch liess sich nicht für unseren Plan gewinnen. Halder hingegen fasste seine Meinung in einem Brief an Goerdeler dahingehend zusammen: «Das Heer wird seine Pflicht gegenüber dem Vaterland auch gegen die Regierung Hitlers tun, wenn die Lage es verlangt.»

Als im Mai 1940 die schon für den Januar in Aussicht genommene Offensive gegen Frankreich unter Verletzung der Neutralität Hollands und Belgiens in Gang kam, traf man allenthalben auf einen weichen Gegner. Die Masse des französischen Heeres kämpfte nur mit halber Kraft. So kam es, zur Überraschung des deutschen General-

stabes, zu einem grossen operativen Erfolg. Nachdem Holland, der grösste Teil Belgiens und ein erheblicher Teil Nordfrankreichs in deutscher Hand waren, stand Hitler vor der Frage, ob er mit gesammelter Kraft nach Süden einschwenken solle, um Frankreich vollkommen niederzuwerfen, oder ob er zunächst versuchen solle, die englische Armee durch überlegene eigene Kräfte zu vernichten, um sich erst später gegen Frankreich zu wenden. Nach einigem Hin und Her entschloss sich Hitler, zunächst gegen Frankreich vorzugehen, weil Göring garantierte, er werde mit Hilfe der Luftwaffe ein Entkommen der englischen Armee über den Kanal verhindern.

Für die Widerstandskräfte in Deutschland waren diese militärischen Erwägungen von grosser politischer Bedeutung. Denn Henning von Tresckow, mit dem ich für die Zwecke unseres politischen Kampfes gegen die Nazis aufs engste zusammenarbeitete, setzte mir auseinander, dass ein Schlag des Heeres gegen Hitler nur dann gewagt werden könne, wenn die deutsche Offensive gescheitert sei. Es sei psychologisch unmöglich, das siegreiche deutsche Heer gegen Hitler zu führen. Ganz anders sei die psychologische Situation, wenn die von Hitler gegen den Rat seiner Generalität unternommene Offensive erfolglos verlaufen sein würde. Nur eine eigene Niederlage werde möglicherweise den Bann brechen, den Hitler dank Goebbels' Propaganda und Himmlers Gestapo auf das deutsche Volk und Heer ausstrahlte. Sei eine Niederlage vorausgegangen, so sei es nicht ausgeschlossen, eine Anzahl massgebender militärischer Persönlichkeiten zu einem Schlag gegen Hitler zu gewinnen.

Nachdem England im Sommer 1940 den Hitler'schen Frie-

densfühler zurückgewiesen hatte, ging Hitler daran, die Invasion Englands vorzubereiten. Der Plan für dieses Unternehmen trug das Stichwort «Seelöwe». Tresckow war an einer massgebenden Stelle bei der Vorbereitung dieses Unternehmens eingeschaltet worden. Wir waren überzeugt, dass ein Erfolg der Invasion die Herrschaft Hitlers über Europa bedeuten würde. Diesen Erfolg Hitlers unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, auch auf Kosten einer schweren Niederlage des Dritten Reiches, war unsere dringlichste Aufgabe.

Für Hitler erschien es am aussichtsreichsten, den Übergang nach England unmittelbar im Anschluss an die Niederlage Frankreichs zu versuchen, zu einem Zeitpunkt, da England sich noch nicht von der Niederlage von Dünkirchen erholt hatte. Voraussetzung hierfür wäre das Vorhandensein ausreichenden Schiffsraumes gewesen. Dieser stand damals, nach den Aussagen der deutschen Seekriegsleitung, nicht in genügendem Umfange zur Verfügung. So wurde die Invasion auf anderem Wege eingeleitet. Während Schiffe gebaut wurden, setzte die Göring'sche Luftoffensive gegen England ein. Da Tresckow damals mit der Aufgabe betraut war, die Verbindung zwischen Heer und Luftwaffe zu unterhalten, waren wir über den jeweiligen Stand der Lage auf das Beste unterrichtet. Durch Tresckow wusste ich, dass Hitler der Luftwaffe den Befehl gegeben hatte, nicht nur militärische Zentren zu bombardieren, sondern auch Wohnviertel anzugreifen und vor allem historische Erinnerungsstätten Englands, insbesondere die alten Kirchen, zu vernichten. Diesen Befehl begründete Hitler mit der Erwägung, es sei notwendig, auf diese Weise den englischen Stolz zu treffen und das eng-

liche Volk zu demütigen. Gleichzeitig wurden die Vorbereitungen für eine Invasion weitergeführt. Luftbilder der englischen Küstenbefestigungen liessen aber einen so schnellen Fortschritt der Befestigungsarbeiten an der englischen Küste erkennen, dass es von Tag zu Tag gefährlicher wurde, die Invasion zu wagen. Damit fand auch Tresckows Ansicht, man möge von der Invasion Abstand nehmen, mehr und mehr Gehör. Diese auf politischen Erwägungen beruhende Ansicht musste Tresckow durch militärische Vorwände tarnen.

Die englische Jagdflugwaffe lieferte in diesen krisenreichen Wochen eine Luftschlacht nach der anderen. Als an einem Tage weit mehr als hundert deutsche Bomber vom Flug gegen England nicht zurückgekehrt waren, wurde der Befehl gegeben, die Luftoffensive einzustellen und sich auf nächtliche Bombardierungen zu beschränken.

Zu Beginn des Jahres 1941 verstand es Tresckow, meine Versetzung in den Stab der Heeresgruppe Mitte an der russischen Front durchzusetzen. Er selbst war inzwischen erster Generalstabsoffizier dieser Heeresgruppe geworden und bekleidete damit einen wichtigen Posten. Durch meine neue Stellung als sein Ordonnanzoffizier war eine tägliche Zusammenarbeit möglich, die bis zum Tode Tresckows von dem einen Gedanken getragen war, kein Mittel unversucht zu lassen, um Hitler und sein System zu stürzen.

In Tresckow zeigten sich drei Eigenschaften, die man einzeln häufig und vereinigt selten antrifft: er war gut, klug und fleissig und das alles in einem ungewöhnlichen

Mass. Seine vornehme Gesinnung, die Schärfe seines Geistes und seine unermüdliche Arbeitsamkeit haben alle bewundert, die ihn gekannt haben. Seine Hauptfähigkeit bestand darin, seiner Umwelt seinen Geist aufzuprägen und sie zu sich emporzuziehen. Was ihn zum Gegner Hitlers und des Nazismus gemacht hatte, war nicht eine verstandesmäßige Überlegung, sondern sein Widerwille gegen alles, was der Wurzel der Gemeinheit entsprang. Er hat seine ganze Persönlichkeit für den politischen Kampf eingesetzt und gehört zu den Ersten in der Geschichte der deutschen Widerstandsbewegung.

Was Tresckow bewogen hatte, mich in seine unmittelbare Nähe zu bringen, war nicht meine militärische, sondern meine politische Eignung. In diesem Punkte bedurfte Tresckow einer Ergänzung, die er in mir suchte. Scherzhaft bezeichnete er mich als seinen «Komak» – das indische Wort für einen Elefantenführer –, der ihn auf den richtigen Weg leiten müsse. Ich habe mich bemüht, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Für mich andererseits, der ich bis dahin militärisch ahnungslos war, war es von grossem Interesse, Einblick in die höhere Truppenführung zu erhalten.

Tresckow erzählte mir damals, Hitler habe sich entschlossen, von der Invasion Englands abzusehen. Statt dessen habe er dem in Posen liegenden Oberkommando der Heeresgruppe Mitte den Auftrag erteilt, einen Feldzugsplan zur Niederwerfung Russlands vorzubereiten. Er, Tresckow, habe sich lange überlegt, was Hitler sich dabei vorstelle. Anfangs sei er der Meinung gewesen, der Kriegsplan gegen

Russland sei auf eine allgemeine Eroberungsgier Hitlers zurückzuführen. Im Laufe der Zeit habe er sich aber mehr und mehr davon überzeugt, dass Hitler von einem anderen Gedanken ausgehe. Hitler habe gesehen, dass sich England durch sein Bündnis mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Hinterland geschaffen habe, mit dessen Menschenreservoir, dessen Rohstoffquellen und dessen wirtschaftlichem Potential es ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen müsse, den Krieg so lange auszuhalten, bis die deutsche Maschine sich heiss gelaufen habe. Um England gegenüber nicht ins Hintertreffen zu geraten, wolle Hitler Russland niederwerfen, um sich ein Land zu sichern, dessen Menschenreservoir zusammen mit seinen landwirtschaftlichen und industriellen Rohstoffen ihn unabhängig machten. Er, Tresckow, glaube nicht, dass nach den bisherigen Beispielen der Kriegsgeschichte die Unterwerfung Russlands gelingen werde, weil die vorhandenen deutschen Streitkräfte nicht ausreichen würden, auch nur um das Europäische Russland in die Hand zu bekommen. Es müsse deshalb der Entschluss gefasst werden, die bei diesem Feldzug zu erwartende Niederlage psychologisch auszunützen, um das Heer zum Handeln gegen Hitler zu veranlassen. Es sei kein Zweifel, dass diese Arbeit langwierig und von Enttäuschungen begleitet sein werde.

Ähnlich war die innere Einstellung von Halder, der die zu erwartende Ostkrise benutzen wollte, um Hitler zu beseitigen. Aber wiederum scheiterte der Plan an dem Widerstand von Brauchitsch. Halder selbst war, genau wie vor dem Feldzug gegen Frankreich, innerlich so angegriffen, dass er Tresckow unter Tränen sein Bedauern aus-

drückte, dass man bei den augenblicklichen Verhältnissen in der militärischen Führung nicht zu dem Entschluss kommen würde, Deutschland von Hitler zu befreien.

Die erste Voraussetzung für einen Schlag gegen Hitler war, die richtigen Menschen an die richtigen Stellen zu setzen. Tresckow war daher bestrebt, innerhalb seines Einflussbereiches, der sich in erster Linie auf die Heeresgruppe Mitte an der Ostfront erstreckte, Offiziere mit anständiger Gesinnung, antinationalsozialistischer Einstellung und mit Entschlusskraft in Schlüsselstellungen zu bringen. Hierdurch erst wurden die Voraussetzungen für ein Handeln geschaffen.

Aus der Reihe dieser Offiziere sei Oberst Berndt von Kleist genannt. Er war im ersten Weltkrieg schwer verwundet worden, hatte ein Bein verloren und tat nun wieder Dienst. Er besass einen hervorragenden militärischen Weitblick. Als ich ihn gelegentlich fragte, wie er die Aussichten des Russlandfeldzuges beurteile, gab er mir zur Antwort: «Das deutsche Heer wird gegen Russland kämpfen wie ein Elefant, der einen Ameisenzug angreift. Der Elefant wird tausend und abertausend, ja Millionen Ameisen töten. Aber er wird durch die Vielzahl der Ameisen schliesslich überwunden und bis auf die Knochen aufgefressen werden.»

Bereits im Herbst 1940 war der Plan zum Angriff auf Russland gefasst. Der Befehl zur militärischen Vorbereitung des Unternehmens «Barbarossa» war schon gegeben, als Molotow über Posen nach Berlin fuhr, um mit Hitler zu verhandeln. Nach Beginn des Russlandfeldzuges be-

hauptete Hitler, erst durch die Zusammenkunft mit Molotow habe er die Erkenntnis gewonnen, dass eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Russland nicht zu umgehen sei. Wir aber wussten, dass der Entschluss zum Angriff auf Russland schon vorher gefasst worden war und sogar die Vorbereitungen dazu bereits getroffen waren.

Zu Beginn des Russlandfeldzuges war Generalfeldmarschall von Bock Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte. Er war ein Offizier von bemerkenswerter Begabung. Er ist nicht zu verwechseln mit Generaloberst Beck, der bereits im Jahre 1938 seinen Abschied genommen hatte und als unerbittlicher Gegner Hitlers das Haupt der militärischen Widerstandskräfte geworden war. Obgleich auch Bock das Getriebe des Nationalsozialismus innerlich zuwider war, war er nicht gewillt, jemals seine Hand gegen Hitler zu erheben. Von seinem Charakter waren die Hypothesen der Eitelkeit und des Egoismus in Abzug zu bringen. Was übrig blieb, war wenig genug. Um wenigstens den Versuch zu machen, ihn auf unsere Seite zu ziehen, waren ihm zwei Adjutanten beigegeben worden, die unserem Kreise entstammten, Graf Hans von Hardenberg und Graf Heinrich von Lehndorff. An diesen lag es nicht, dass ihre Aufgabe scheiterte. Auch ein Versuch Halems, den wir nach Posen zu einer Besprechung mit Bock holten, brachte nicht mehr als einen Augenblickserfolg.

Wie vor dem Polenfeldzug, hatte Hitler auch diesmal, zu Beginn des Angriffskrieges gegen Russland, die Oberbefehlshaber zusammengerufen. Bock erzählte mir kurz

nach dieser Besprechung, Hitler habe für die Niederwerfung Russlands eine Zeitspanne von sechs Wochen veranschlagt und die Meinung geäußert, in den ersten drei Wochen werde es harte Kämpfe geben, aber dann würden die deutschen Panzerarmeen durch die Weiten Russlands hrausen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen. In dieser Zeitberechnung hatte Hitler einen Bundesgenossen in Brauchitsch gefunden. Auch dieser glaubte, dass sechs bis acht Wochen für die Bezwingung Russlands ausreichen würden. Bock teilte diese Ansicht nicht. Er scheute sich nicht, im kleinen Kreis schon damals zu äussern, er wisse nicht, wie dieser Krieg gewonnen werden solle.

Wiederum hatte Hitler seinen Feldmarschällen erklärt, dass hinter dem voranmarschierenden Heer die SS kommen werde, um ähnlich wie in Polen einen Blutterror aufzurichten. Auch diesmal war zu unserem Entsetzen diese Erläuterung mit Schweigen aufgenommen worden. Erst als Hitler sich so weit verstieg, anzuordnen, dass alle russischen Kommissare und Offiziere, die gefangen genommen würden, zu erschossen seien, erhob Brauchitsch Einspruch. Der Befehl wurde dann dahingehend geändert, dass zwar die russischen Kommissare, nicht aber die Offiziere zu töten seien. Es gelang uns, Bock zu veranlassen, mit Unterstützung seiner Armeebefehlshaber auch dagegen Einspruch zu erheben. Natürlich ohne Erfolg, obwohl unser Kreis nichts unversucht liess, Bock auf das Unmenschliche und Völkerrechtswidrige dieses Befehls aufmerksam zu machen. Als kurz nach Eröffnung der Feindseligkeiten der erste russische Kommissar gefangen genommen wurde, entschied Tresckow kurzerhand, man

solle ihn leben lassen. So war es stellenweise doch möglich, Befehle Hitlers zu ignorieren.

Im Zusammenhang mit den Vorbereitungen des Russlandfeldzuges wurden auf Befehl Hitlers vor unserem Stab eine Reihe von Vorträgen von angeblichen oder tatsächlichen Russlandkennern gehalten. Sie liefen alle auf die Behauptung hinaus, dass die russischen landwirtschaftlichen und industriellen Rohstoffgebiete westlich des Urals, also im Europäischen Russland gelegen seien. Die Kapazität der russischen Wirtschaft sei so gering, dass die Russen nicht in der Lage sein würden, gute Waffen, insbesondere Panzer, in nennenswerter Anzahl ins Feld zu führen, geschweige denn, diese zu ersetzen. Heute mutet diese Behauptung wie eine bewusste Irreführung an. Aber sie ist in den Jahren des Russlandkrieges immer wieder aufgestellt worden. Unter den militärischen Massnahmen liess mich vor allem der Einsatz der Division Brandenburg schaudern, die in russischer Uniform kämpfte und durch diese völkerrechtswidrige Irreführung die Brücke nach Brest-Litowsk am Morgen des ersten Angriffstages unzerstört in deutsche Hand gebracht hatte.

Zur Überraschung des deutschen Generalstabes stand die Masse des russischen Heeres unmittelbar an der russischen Westgrenze. In verhältnismässig kurzer Zeit wurden die aktiven russischen Heere westlich von Moskau geschlagen und vernichtet. Nur wenn man diese Tatsache berücksichtigt, kann man die gewaltige politische und militärische Leistung Stalins würdigen, dem es trotzdem gelang, das deutsche Heer vor Moskau zum Stehen zu bringen. Mit neu ausgehobenen Kräften und im Bunde mit der

Furchtbarkeit des russischen Winters wurde das deutsche Heer geschlagen und in den folgenden Jahren langsam, aber sicher zurückgedrängt, zermürbt und schliesslich zermalmt.

Als im Herbst 1941 der Stab der Heeresgruppe Mitte in Borissow unweit der Beresina lag, hatte Bock erkannt, dass es zweckmässig sei, nicht weiter vorwärts zu stossen, sondern den russischen Winter in einer durch Feldbefestigungen geschützten Stellung abzuwarten. Bocks Vorschlag wurde von Hitler mit Hohnlächeln abgelehnt. Als Halder, der die Ansicht Bocks teilte, anregte, Bock möge einen Armeeführer zu Hitler schicken, um diesem noch einmal vorzuschlagen, jetzt Halt zu machen, wählte Bock den Oberbefehlshaber der zweiten Panzerarmee, Generaloberst Guderian, zu dieser Mission aus. Bei der Besprechung zwischen Bock und Guderian waren sich beide vollkommen einig. Guderian flog zum Hauptquartier Hitlers. Aber noch ehe er zurückkam, traf ein Anruf Halders ein, in dem er sein Erstaunen darüber ausdrückte, dass Guderian, statt Hitler zu widersprechen, Hitler zugestimmt habe. Als Guderian sich wieder bei Bock meldete und dieser ihn zur Rede stellte, sagte Guderian achselzuckend, er habe zwar Hitler abraten wollen, habe aber nach Betreten des Zimmers nicht mehr anders gekonnt, als Hitler zuzustimmen. Dieser Vorfall ist charakteristisch für den Verlauf vieler Besprechungen mit Hitler. Er ist aber auch charakteristisch für Guderian.

Die Folge von Hitlers Stellungnahme war, dass es zwar gelang, nahe an Moskau heranzukommen, nicht aber, Moskau zu nehmen. Im Gegenteil, das deutsche Heer lief

eich vor Moskau fest und geriet in Gefahr, in der tödlichen Umklammerung neu aufgestellter russischer Armeen zu ersticken.

Hitler trug sich damals mit der Absicht, der Offensive gegen Moskau durch einen Besuch im Hauptquartier Bocks einen besonderen Impuls zu geben. Mehrmals sagte er seinen Besuch an, um dann wieder abzusagen. Schliesslich kam er im Flugzeug. Der Flugplatz war mit dem Hauptquartier durch einen Weg von etwa vier Kilometern verbunden. Hitler hatte sich von vornherein geweigert, diesen Weg in einem Auto der Heeresgruppe zurückzulegen. Vielmehr hatte er mehrere Tage vor seinem Besuch eine Autokolonne von seinem Hauptquartier in Ostpreussen ausgesandt, um ihn und seine Begleitung vom Flugplatz in Borissow zum Hauptquartier Bocks hin und zurück zu fahren. Unvorstellbare Sicherungsmassnahmen waren getroffen worden, um jeden Zwischenfall unmöglich zu machen. Bei der Besprechung selbst bekam Hitler einen Wutanfall gegen seinen eigenen Generalstab, der immer so zaudernd sei. Er erklärte ärgerlich: «Als ich noch nicht Reichskanzler war, habe ich geglaubt, der Generalstab gleiche einem Fleischerhund, den man fest am Halsband halten müsse, weil er sonst jeden anderen Menschen anzufallen drohe. Nachdem ich Reichskanzler wurde, habe ich feststellen müssen, dass der deutsche Generalstab alles andere als ein Fleischerhund ist. Dieser Generalstab hat mich immer hindern wollen, das zu tun, was ich für nötig hielt. Der Generalstab hat der Aufrüstung, der Rheinlandbesetzung, dem Einmarsch in Österreich, der Besetzung der Tschechei und schliesslich

dem Krieg gegen Polen widersprochen. Der Generalstab hat mir abgeraten, gegen Frankreich offensiv vorzugehen und gegen Russland Krieg zu führen. Ich bin es, der diesen Fleischerhund immer erst antreiben muss.»

Gleichzeitig erörterte Hitler seinen Plan zur Einnahme von Moskau. Diese Stadt dürfe durch keinen deutschen Soldaten betreten werden. Sie sei in weitem Bogen einzuschliessen. Kein russischer Soldat, kein Zivilist, ob Mann, Frau oder Kind, dürfe die Stadt verlassen. Jeder Versuch sei mit Waffengewalt zurückzuweisen. Er habe Vorkehrungen getroffen, um Moskau und seine Umgebung mittels riesiger Anlagen zu überfluten und im Wasser zu ertränken. Wo heute Moskau stehe, werde ein gewaltiger See entstehen, der die Metropole des russischen Volkes den Blicken der zivilisierten Welt für immer entziehen werde.

Von diesem Zeitpunkt ab zeigten sich die ersten Anzeichen der kommenden militärischen Niederlage. Es galt, sie für die Widerstandsbewegung politisch auszunutzen. Tresckow hielt es jetzt für geboten, Bock klaren Wein einzuschenken. Er setzte ihm in längerem Vortrag seine Ansicht über die Gesamtsituation auseinander und bezeichnete Hitler als den allein Schuldigen. Aber noch ehe Tresckow seinen Vortrag beenden konnte, fuhr Bock auf, unterbrach ihn und schrie, aus dem Zimmer laufend und vor Zorn bebend: «Ich dulde nicht, dass der Führer angegriffen wird! Ich werde mich vor den Führer stellen und ihn gegen jedermann verteidigen, der ihn anzugreifen wagt!» Da ich im Vorzimmer Bocks sass, konnte ich jedes Wort mit anhören. Unser Bemühen, Bock zu gewinnen, musste als gescheitert angesehen werden.



General Henning von Tresckow

durchsetzte den Stab der Heeresgruppe Mitte in Russland mit entschlossenen Hitlergegnern und war an den Vorbereitungen für den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 massgeblich beteiligt. Er beging Selbstmord.

Als die Heeresgruppe Mitte in Smolensk vor Moskau festlag, war unser Blick stark auf das besetzte russische Hinterland gelenkt. Obwohl die Heeresgruppe nur geringe Einflussmöglichkeiten besass, war es uns gelungen, den SS-Terror einzuschränken. Das war weniger unser Verdienst als das des SS-Gruppenführers Nebe. Nebe war lange vor 1933 im Dienste der Kriminalpolizei tätig gewesen, hatte sich auf seinem Fachgebiet einen internationalen Ruf erworben und war nach 1933 von der SS übernommen worden. Er war einer der Wenigen innerhalb der SS, die unseren Standpunkt teilten und den Kampf gegen Hitler auf ihre Fahne geschrieben hatten. Nach aussen liess sich Nebe natürlich nichts anmerken. Aber Oster, der mit ihm seit vielen Jahren zusammenarbeitete, liess mich rechtzeitig wissen, dass sich hier unter der Maske des SS-Führers ein entschlossener Antinazi verbarg. Immerhin war seine SS-Uniform für uns Grund genug, ihm mit Vorsicht gegenüberzutreten. Tresckow beauftragte mich, Nebe auf den Zahn zu fühlen und festzustellen, ob Osters Ansicht richtig sei. Das Ergebnis meiner Beobachtungen rechtfertigte Oster in vollem Umfange. So stellten wir bald eine ausgezeichnete Zusammenarbeit mit Nebe her, der tausend Vorwände erfand, um die Mordbefehle Hitlers zu sabotieren. Es gelang uns, viele Russen vor dem Tode zu retten. Die russische Bevölkerung brachte uns vielfach ihren Dank zum Ausdruck. Nebe hat einige Jahre später seinen tapferen Kampf gegen Hitler mit dem Leben bezahlt.

Natürlich blieb es nicht aus, dass auf die Dauer Nebe bei seinen SS-Leuten in den Verdacht geriet, zu milde vor-

zugehen. Deshalb wurden SS-Kommandos in seinen Bereich geschickt, die, ohne ihm zu unterstehen, ihre Blutarbeit verrichteten. So erreichte uns eines Tages die Meldung, dass ein SS-Kommando siebentausend Juden in Borissow getötet habe. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab Folgendes:

Nach Borissow war ein Sonderkommando der SS gekommen. Dieses hatte ein sogenanntes «Fest der deutschen Polizei» veranstaltet. Dabei war es hoch hergegangen. Am folgenden Morgen um vier Uhr hatte das SS-Kommando den von den Juden bewohnten Teil der Stadt Borissow umstellt. Alle Juden wurden aus den Häusern geholt. Dann mussten sie nach einem in der Nähe gelegenen Wald marschieren. Es wurden Gruppen ohne Rücksicht auf Familienzugehörigkeit gebildet. Eine der Gruppen wurde gezwungen, eine grosse Grube auszuheben. Nachdem das geschehen war, musste die gleiche Gruppe sich vollständig entkleiden. Hierbei wurde weder auf Alter noch auf Geschlecht Rücksicht genommen. Daraufhin wurde den Juden befohlen, sich nackt in die Grube zu legen. Dann trat das SS-Kommando an den Grubenrand und feuerte aus Maschinenpistolen auf diese armen, gequälten Menschen. Gleich darauf musste die nächste Gruppe antreten und ohne Rücksicht darauf, ob die erste Gruppe tot oder nur verwundet war, Erde in die Grube schütten, um alsdann als zweite Lage in der gleichen Grube ebenfalls getötet zu werden. So wurden siebentausend Menschen in mehreren Lagen übereinander umgebracht.

Diese Meldung erregte bei den Offizieren unseres Stabes eine so masslose Empörung, dass mehrere von ihnen mit Tränen der Wut in den Augen Bock bestürmten, einzu-

greifen und diesem Treiben sofort Einhalt zu gebieten. Bock wagte es nicht, mit Waffengewalt gegen die SS ein* zuschreiten und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen, weil er sich nicht für zuständig hielt. Er beauftragte mich lediglich mit der Abfassung einer Denkschrift an Hitler über dieses unerhörte Verbrechen.

Kurz darauf erliess Hitler abermals einen folgeschweren Befehl. Er ordnete an, dass bei allen russischen Gefangenen festzustellen sei, welche von ihnen Mitglieder der Kommunistischen Partei gewesen seien. Als Beweis für die Mitgliedschaft eines Gefangenen solle das Zeugnis von zwei Mitgefangenen genügen. Das betreffende Mitglied der Kommunistischen Partei solle der SS zur Liquidation übergeben werden. Unser Kreis wandte sich entschieden gegen diesen Befehl. Auch ich persönlich wies Bock auf das Ungesetzliche und Völkerrechtswidrige des Befehls hin. Wiederum beauftragte mich Bock mit der Abfassung einer an Hitler gerichteten Denkschrift, in der ich Gegenvorstellungen erhob. Leider strich Bock aus dem Entwurf die entscheidenden Sätze heraus und milderte die Sprache bis zur Kraftlosigkeit herab. Der Befehl blieb bestehen.

Während dieser Zeit widmete ich mich im Wesentlichen politischen Aufgaben. Durch wiederholte Flüge aus Russland nach Berlin hielt ich die Verbindung zwischen den Widerstandskreisen im Frontheer und jenen im Heimatheer aufrecht. Ich unterrichtete Oster über die militärische Lage in Russland, über die psychologische Situation im Frontheer und über die Folgerungen, die wir daraus

zogen. Von Oster nahm ich Berichte über die Heimat und über die politische Lage in der Welt entgegen. Darüber hinaus unterhielt ich die Verbindung mit unserem in Berlin lebenden schwedischen Mittelsmann, über den wir mit England in Kontakt standen.

Um möglichst umfassend unterrichtet zu sein, suchte ich auch öfters den damaligen Staatssekretär des Auswärtigen, Freiherrn von Weizsäcker, in Berlin auf, um ihn, nach ungeschminkter Darstellung der militärischen Lage, um eine Unterrichtung auf aussenpolitischem Gebiet zu bitten. Dabei stellte sich heraus, dass Ribbentrop in seinen Berichten an die auswärtigen deutschen Missionen in unverantwortlicher Weise die deutsche militärische Lage beschönigte. Gleichzeitig erfuhren wir durch Weizsäcker, dass auch die Gesamtlage in der Welt wesentlich anders aussah, als die offiziellen Berichte Ribbentrops an die Wehrmacht erkennen liessen.

Etwa um dieselbe Zeit entstanden meine persönlichen Beziehungen zum Botschafter von Hassell. Dieser war im März 1930 von Brüning als Gesandter nach Belgrad geschickt worden. Im September 1932 wurde er Botschafter in Rom. Ihm war es weitgehend zuzuschreiben, dass zwischen England, Frankreich, Italien und Deutschland im Juni 1933 eine Vereinbarung zustande kam, durch welche Hassell hoffte, einen späteren Zusammenschluss der europäischen Staaten anzubahnen. Kurz darauf hatte die Nazi-partei begonnen, auf die Amtsstellen des Auswärtigen Amtes Einfluss zu nehmen. Dadurch wurde Hassell veranlasst, einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft im Kampf gegen die Nazis einzusetzen. Je mehr sich Hitler von der

Innenpolitik zur Aussenpolitik wandte, desto stärker wurde der Gegensatz zwischen Hassell und Hitler. Als im Herbst 1937 Ribbentrop, der damals noch nicht Aussenminister war, nach Rom kam, um den Antikominternpakt anzuregen, gab Hassell seine Gegnerschaft klar zu erkennen. Um Hassell umzustimmen, erklärte Ribbentrop, dass er der zukünftige Aussenminister sei. Deshalb sei es ratsam, sich gut mit ihm zu stellen. Als Hassell hierauf nicht einging, wurde er noch im Dezember des gleichen Jahres entlassen. Was er hatte verhindern wollen, trat nun ein. Hitler kam im April 1938 nach Rom und schloss mit Mussolini ein Militärbündnis ab.

Infolge seiner Verabschiedung konnte Hassell von nun ab stärker in dem Widerstandskreis um Beck und Goerdeler wirken. Die Bekanntschaft zwischen Beck und Hassell datierte schon aus dem Jahre 1935. Ein unauffälliges Zusammentreffen ermöglichten die Tagungen der «Mittwochsgesellschaft» in Berlin, einer Vereinigung, die ursprünglich zu wissenschaftlichen Zwecken gegründet worden war. Diese bestand aus sechzehn bedeutenden Wissenschaftlern. Beck wurde als militärischer und Hassell als politischer «Wissenschaftler» aufgenommen. Die führenden Köpfe waren Professor Sauerbruch, Professor Spranger, der preussische Finanzminister Popitz und Professor Jessen.

Hassell erzählte mir, wie er noch 1939 durch seine Freundschaft mit Sir Neville Henderson versucht habe, den Kriegsausbruch zu verhindern. Dieser Umstand sollte ihm später zum Verhängnis werden. Der Hauptvorwand für seine Verurteilung zum Tode im Herbst 1944 war der

Vorwurf einer zu genauen Kenntnis der Einzelheiten, die mit dem Kriegsausbruch zwischen Deutschland und England zusammenhingen. Um die Verbindung mit dem Ausland aufrecht zu erhalten, reiste Hassell während des Krieges zweimal nach Genf, wo er mit dem Präsidenten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, dem bekannten Schweizer Professor Carl J. Burckhardt aus politischen Gründen zusammentraf. Auch mit aktiven Generalen wie Olbricht, Thomas, Falkenhausen, Stülpnagel und Wit ziehen stand Hassell in dauernder Fühlung. Er bezeichnete die in der Widerstandsbewegung zusammengefassten Oppositionsgruppen als «band of brothers».

Während in Russland die Kämpfe tobten, herrschte im Westen Ruhe. Dort war Generalfeldmarschall von Witzleben Oberbefehlshaber. Durch Oster erfuhr ich, dass Witzleben mit dem Plan umging, von Frankreich aus einen militärischen Schlag gegen Hitler zu führen. Der Plan verdichtete sich. Eine wesentliche Frage war, welche Haltung im Falle eines solchen Staatsstreiches das im Osten stehende Heer einnehmen werde. Leider konnten wir über die Haltung Bocks, des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, nicht so positiv berichten, dass Witzleben zu seinem Schritt angefeuert worden wäre. Tresckow konnte nur betonen, er hoffe, Bock mitreissen zu können, wenn Witzleben handeln werde. Witzleben sondierte auch bei Halder. Zu diesem Zweck schickte er einen seiner Generalstabsoffiziere, Oberstleutnant von Voss, zu Halder. Voss, der Schwiegersohn des Generals von Stülpnagel, war ein besonders wertvoller und begabter Mensch. Er wurde später auf das Betreiben Tresckows in unsem Stab ver-

setzt. Als Antwort auf die Frage Witzlebens nach der Lage im Osten wies Halder auf die Karte und stellte die Gegenfrage: «Glauben Sie, dass wir mit unsern beschränkten Kräften jemals in der Lage sein werden, diesen Erdteil niederzuwerfen?» Als dann Voss in dem anschliessenden Gespräch der Kernfrage der Beseitigung Hitlers immer näher rückte, gab Halder zu verstehen, dass er für seine Person mit allem einverstanden sei, was Witzleben plane. Er selber könne nichts unternehmen, da auf Brauchitsch kein Verlass sei. Vor der Ausführung des Planes wollte sich Witzleben einer Operation unterziehen. Während er noch im Krankenhause lag, wurde er durch einen Befehl Hitlers kaltgestellt. Wieder war eine unserer Hoffnungen zerstört.

General Thomas hatte unsere Pläne vom wehrwirtschaftlichen Standpunkt aus unterstützt. Schon im Spätsommer 1941 hatte er an der Ostfront zwei Heeresgruppen besucht und dabei den beiden Chefs der Generalstäbe, General von Sodenstern und General von Greifenberg, auseinandergesetzt, dass eine baldige Beendigung des Krieges unbedingt notwendig sei. Beide Generale waren nicht ohne Verständnis für Thomas' Darlegungen, waren aber ohne Einfluss auf ihre Oberbefehlshaber.

Nunmehr versuchte es Thomas mit einer von ihm und Goerdeler ausgearbeiteten Denkschrift über die deutsche Wirtschaftslage. In dieser Denkschrift wurde ebenfalls die baldige Beendigung des Krieges gefordert. Sie wurde von mehreren führenden Männern der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels und des Bankwesens unterzeichnet und Halder zugeschickt. Bezeichnend war, dass die

sogenannten «grossen Männer» der Industrie im letzten Augenblick ihre Unterschrift verweigerten, weil sie die Denkschrift für zu gefährlich hielten.

Im November 1941 wurden die ersten Anzeichen einer grossen deutschen Niederlage vor den Toren Moskaus erkennbar. Hitler machte Brauchitsch dafür verantwortlich, der in der Versenkung verschwand. Wider Erwarten blieb Halder Chef des Generalstabs. Bock hatte sich unter Hinweis auf seinen schlechten Gesundheitszustand von seinem Posten zurückgezogen. Generalfeldmarschall von Kluge folgte ihm im Dezember 1941 als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte.

Die Niederlage vor Moskau bedeutete mehr als eine verlorene Schlacht. Mit ihr war der Nimbus von der Unbesiegbarkeit des deutschen Soldaten dahin. Sie war der Anfang vom Ende. Das deutsche Heer sollte sich von dieser Niederlage nie wieder erholen. Von diesem Zeitpunkt an begann in der Truppe eine geistige Umkehr zum Christentum. Als der deutsche Soldat alles verlor, was er hatte, als ihm nichts mehr vor Augen stand als der grausige Tod, da suchte und fand er Trost in der Religion. Die Beteiligung der Truppen an Abendmahl und Communion nahm in erstaunlichem Masse zu.

Der Wechsel im Oberkommando unserer Heeresgruppe wurde für Ostern politische Arbeit zu einem entscheidenden Wendepunkt. Kluge stand unseren Gedankengängen näher. Er war zwar bis dahin, ähnlich wie Bock, nur ein Nichtnazi gewesen. Tresckow sah es als seine Hauptaufgabe an, Kluge auf unsere Seite zu ziehen. Er führte um

diesen Mann einen zähen und langwierigen Kampf. Nur wer aus unmittelbarer Nähe gesehen hat, mit welchem Geschick und mit welcher Intensität Tresckow um Kluge rang, kann die Schwere des zweieinhalb Jahre dauernden Kampfes nachempfinden. Jedesmal, wenn Tresckow glaubte, Kluge dahin gebracht zu haben, wo er ihn haben wollte, musste er am anderen Tage feststellen, dass Kluge wieder schwankend geworden war. Aber Tresckow war unermüdlich. Auf die Dauer erlag Kluge seinem Einfluss. Freilich nur seinem Einfluss. Nicht ohne Spott nannte ich Tresckow häufig den Uhrmacher, der morgens die «Uhr» Kluge aufzog, sodass sie den Tag über ging und schlug. Aber nur Tresckow war imstande, diese «Uhr» wieder aufzuziehen, wenn sie abgelaufen war. Leider lief sie ziemlich häufig ab. Es ist nicht auszudenken, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn Tresckow in der entscheidenden Stunde des Staatsstreich-Versuchs am 20. Juli 1944 bei Kluge gewesen wäre. Ihm wäre es wahrscheinlich gelungen, Kluge auf die richtige Bahn zu zwingen und dort festzuhalten.

Der Zufall gab uns durch eine für Kluge besonders heikle Angelegenheit ein Druckmittel in die Hand. Die Gehälter der deutschen Offiziere waren immer recht bescheiden gewesen. Das hatte auch Hitler nicht geändert. Um aber das Offizierskorps fest an seine Person zu binden, zahlte Hitler den hohen Offizieren vom Armeeführer aufwärts aus seiner Schatulle Summen, die im Etat nicht ausgewiesen wurden und die der Steuer nicht unterlagen. Ein solches Geschenk war für die Ehrauffassung des deutschen Offiziers ein Schlag ins Gesicht. Denn Hitler nahm damit seine höheren Generale an ein goldenes, aber darum nicht we-

niger wirksames Leitseil. Eines Tages erhielt Kluge einen Brief, aus dem ein Scheck über 250'000 Mark flatterte. Auf diesem stand mit der Handschrift Hitlers geschrieben: «Zu Ihrem Geburtstag, mein lieber Feldmarschall. 125'000 Mark können Sie auf Ihrem Gute einbauen, Reichsminister Speer hat Anweisung.» Diesen Scheck nahm Kluge an und machte auch von der Bauerlaubnis zu persönlichen Zwecken Gebrauch. Wir kannten den Vorfall und haben uns nicht gescheut, Kluge zu sagen, er könne die Annahme des Schecks vor der Geschichte nur rechtfertigen, wenn er geltend machen könne, das Geld genommen zu haben, um nicht vor der Durchführung des geplanten Staatsstreiches Verdacht auf sich zu lenken.

In den Jahren 1942 und 1943, in denen Kluge den Oberbefehl der Heeresgruppe Mitte innehatte, setzte ich meine oben geschilderte Arbeit fort, die darin bestand, die Verbindung zwischen den Widerstandsgruppen im Heer an der Ostfront und jenen im Ersatzheer in Deutschland aufrecht zu halten. Durch Oster traf ich damals dessen nächste Mitarbeiter, Reichsgerichtsrat von Dohnanyi, Baron von Guttenberg und Justus Delbrück. Guttenberg kannte ich schon seit 1933 als zuverlässigen und zielstrebigem Kämpfer gegen Hitler. Um so erfreuter war ich, ihn während des Krieges an dieser wichtigen Stelle wiederzufinden. Delbrück war der Sohn des grossen deutschen Historikers. Seine Zusammenarbeit mit Guttenberg trug gute Früchte. An politischer Aktivität wurden sie beide durch Dohnanyi überragt. Dieser war ein blitzgescheiter Kopf mit einem messerscharfen Verstand. Sein Einfluss auf Oster und Canaris war so gross, dass viele Dinge, für

die diese nach aussen die Verantwortung trugen, seinem Kopf entsprungen waren.

Guttenberg und Delbrück brachten mich mit Hauptmann Ludwig Gehre und den Brüdern Otto und Hans John zusammen. Alle drei waren von grosser Aktivität. Otto John war uns durch seine Beziehungen nach Spanien, insbesondere durch seine Verbindung zu dem britischen Botschafter in Madrid, Lord Templewood (früher Sir Samuel Hoare), sehr nützlich. Durch ihn, der ein besonders kluger und begabter Kämpfer gegen Hitler war, wurde ich mit dem Leipziger Oberbürgermeister Dr. Goerdeler bekannt und durch diesen wiederum mit Generaloberst Beck.

In diesen beiden Männern lernte ich die eigentlichen Leiter der deutschen Widerstandsbewegung kennen. Wenn man Beck und Goerdeler charakterisieren soll, so war Beck der Kopf und Goerdeler das Herz der deutschen Widerstandsbewegung. Seit Juli 1942 stand ich mit ihnen in laufender Verbindung. Beide Männer haben auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Beck, der im Jahre 1938 aus Protest gegen den Nationalsozialismus sein Amt als Chef des Deutschen Generalstabes niedergelegt hatte, war nicht als Offizier und Generalstäbler zu erkennen. Er machte den Eindruck eines Weisen. Jedes Wort, das er sprach, jede Handbewegung, die er machte, zeigten, wie abgewogen sein Inneres war und wie nüanciert er das zum Ausdruck brachte, was zu sagen er für richtig hielt. Seine ganze Persönlichkeit strahlte edle Lauterkeit aus. So verschieden die Hintergründe und die einzelnen Kreise der deutschen Widerstandsbewegung waren,

in der Anerkennung seiner Person als dem Kopf der Widerstandsbewegung ist niemals ein Zweifel laut geworden. Wenn eine Streitfrage auftauchte – und deren gab es viele –, so war es ganz gleichgültig, ob es sich um eine sachliche oder eine persönliche Differenz handelte. Beck entschied die Frage und zwar so, dass auch der Unterlegene seinen Entscheid ohne Widerstreben anerkannte. Er war eine Persönlichkeit, die Güte und Autorität in sich vereinigte.

Dass auch der Generalstäbler in ihm lebendig war, wurde erst im Laufe der Unterhaltung erkennbar. Als ich ihm gegenüber im Sommer 1942 zum Ausdruck brachte, dass nach der Ansicht Tresckows infolge der in Russland entstandenen Lage der Krieg verloren sei, erwiderte er mir: «Wem sagen Sie das? Dieser Krieg war verloren, noch ehe der erste Schuss fiel.» Und dann fuhr er fort, die militärischen Abenteuer Hitlers zu schildern, die Besetzung Norwegens, den Balkanfeldzug, den Krieg in Nordafrika, alles Unternehmungen, die nach der Ansicht Becks zu einer Niederlage führen mussten.

Es war ein Erlebnis, diesem Manne zuzuhören, wie er langsam und überlegen, Wort für Wort setzend, die zukünftige Entwicklung des Krieges vor dem geistigen Auge entstehen liess. Nachträglich kann man nur sagen: jede seiner Prophezeiungen ist eingetroffen. Er hat nicht nur die deutsche Katastrophe in Russland vorausgesehen, er sagte auch genau voraus, wie der Westfeldzug 1944/45 verloren werden würde. Er prophezeite, dass die Alliierten zuerst in Sizilien und dann in Italien landen würden, dass eines Tages die Engländer auch in Griechenland wieder Fuss fassen würden und dass zum Schluss den Alliierten,

unter Umgehung Spaniens, eine gewaltige Invasion an der Nordwestküste Frankreichs unter Einsatz von Flotte, Luftwaffe und Luftlande-Einheiten gelingen würde.

In manchem ähnlich und doch anders war Goerdeler. Wenn ich sagte, er sei das Herz der deutschen Widerstandsbewegung gewesen, so ist das wie folgt zu verstehen: bei der Fülle der Enttäuschungen, durch welche die Opposition im Kriege gegangen ist, war es verständlich, dass manche schliesslich jede Mitarbeit zur Beseitigung des Nationalsozialismus betrübt aufgaben. Das gab es bei Goerdeler nicht. Er war wie ein Motor, der die Widerstandsbewegung durch alle Täler und alle Tiefen hindurchtrieb, der niemals verzweifelte und dem einst die Geschichte das grosse Verdienst zuschreiben wird, ohne Verzagen das getan zu haben, was sein grosses Herz ihm eingab. Daneben war er ein Mann von umfassendem Geist. Er vereinigte in sich eine genaue Kenntnis der aussenpolitischen Konstellationen mit einem klaren Blick für die innerpolitische Lage, sowie eine eingehende Kenntnis des vielgestaltigen Körpers der deutschen Wirtschaft. Alle diese Dinge brachte er auf einen Nenner.

Die Schwierigkeiten und Gefahren, unter denen ein Treffen mit diesen Männern möglich war, waren ungeheuer. Aber niemals haben Beck und Goerdeler diese gescheut, wenn sie eine Zusammenkunft für notwendig hielten. Als ich Goerdeler vorschlug, er möge mit nach Smolensk kommen und mit Kluge und Tresckow sprechen, gab es für ihn kein Zaudern. Er sagte zu und kam. Seine Freunde im Oberkommando der Wehrmacht stellten ihm die erforder-

lichen falschen Ausweise aus. So kam er nach Smolensk in das Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte und traf sich mit Tresckow und Kluge.

Diese Zusammenkunft war ein grosser Erfolg. Tresckow hatte zum ersten Mal das Gefühl, einem kongenialen Menschen gegenüberzustehen. Im Nu war der Bund beider Männer geschlossen. Erst der Tod hat sie wieder getrennt. Auf der Vorarbeit Tresckows aufbauend, brach Goerdeler bei Kluge das Eis. Wenn Kluge auch vielfach schwankte und häufig Einwendungen machte, um seinen Rückzug zu verschleiern, innerlich fühlte er sich unserm Kreise verbunden.

Nachdem die Zusammenarbeit zwischen Tresckow und Goerdeler so erfolgreich verlaufen war, sah ich meine Aufgabe darin, auch Tresckow und Beck zusammenzubringen. Beide kannten sich aus der Zeit vor dem Kriege. Jetzt wurde der alte Bund erneuert. Ein politischer Kreis schloss sich, der, von hohem Ernst getragen, sich seiner grossen Aufgabe bewusst war.

Etwa zu der gleichen Zeit wurde ich mit General Olbricht, dem Chef des Allgemeinen Heeresamtes beim Befehlshaber des Ersatzheeres, bekannt. Dank dieser Stellung hatte er eine weitgehende Befehlsgewalt über die innerhalb Deutschlands stehenden Truppen des Ersatzheeres. Olbricht, als tief religiöser Mann ein überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, war gewillt, seine dienstlichen Machtbefugnisse zum Sturze Hitlers einzusetzen.

So nahmen im Jahre 1942 die Pläne der deutschen Widerstandsbewegung immer greifbarere Formen an. Es kam zu

einem Treffen Goerdeler – Olbricht – Tresckow mit dem Ergebnis, dass Olbricht sich verpflichtete, in Berlin, Wien, Köln und München militärische Vorbereitungen zu treffen, um den Nationalsozialisten die Macht zu entreissen, sobald der erste Schlag gegen die Person Hitlers geführt worden sei.

Unter den Zivilisten innerhalb der Widerstandsbewegung hatte sich, unabhängig von uns, Nikolaus von Halem mit der Möglichkeit eines Attentates gegen Hitler befasst. Häufig war ihm gesagt worden, es werde zu einer militärischen Niederlage kommen, die den Verlust des Krieges und damit das Ende der Naziherrschaft bedeuten würde. Oft hatte man die wirtschaftliche Katastrophe prophezeit. Oft hatte man ihm versichert, es werde psychisch ein Zusammenbruch eintreten. Nichts von alledem hatte sich bewahrheitet. Mit Ekel hatte sich deshalb Halem von allen Besprechungen abgewandt und einen Mann gesucht, um mit diesem gemeinsam ein Attentat auf Hitler vorzubereiten. Er glaubte, diesen in einem ehemaligen Freikorpskämpfer, Beppo Roemer, gefunden zu haben.

Roemer war eine ausgesprochene Landsknechtsnatur, primitiv, aber draufgängerisch und von einer verbissenen Wut gegen Hitler und Himmler erfüllt. Frühzeitig war er von den Nazis in ein Konzentrationslager gesperrt worden, dann aber hatte man ihn wieder freigelassen. Er erklärte sich bereit, jede Tat zu begehen, die seine Rachegefühle befriedigen würde. Er versprach Halem, auf Hitler ein Attentat zu unternehmen, verlangte aber eine längere Vorbereitungszeit. Um ihn während dieser Zeit finan-

ziell über Wasser zu halten, verschaffte ihm Halem eine Scheinstellung. Im Laufe der Zeit erkannte Halem aber, dass Roemer zwar das Geld einsteckte, aber nichts Ernsthaftes unternahm. Halem verlor schliesslich die Geduld. Auch konnte er die Scheinstellung für Roemer nicht mehr länger aufrecht erhalten.

Die Folgen des Bruches mit Roemer waren furchtbar. Denn einer seiner Komplizen erstattete Anzeige bei der Gestapo. Roemer wurde verhaftet und gestand. Im Februar 1942 wurden Halem und der ebenfalls in diese Pläne verstrickte Mumm infolge der Aussagen von Roemer verhaftet. Beide hatten im Gestapogefängnis Fürchterliches durchzumachen. Um ein Geständnis von ihnen zu erzwingen, wurden sie mehrfach gefoltert. Halem brachte es wiederholt fertig, uns über Mittelsleute Nachrichten aus dem Gefängnis zuzustellen. In seinen Briefen schilderte er sein Verhör. Dabei trat klar zu Tage, dass die Gestapo ein besonderes Interesse an Guttenberg und mir nahm. Wie es Halem und Mumm fertig gebracht haben, uns herauszuhalten, ist mir noch heute ein Rätsel, zumal Halem über die Folterung schrieb: «Es war die Hölle.» Von Inhalt und Art der Verhöre zu wissen, ohne etwas Entscheidendes tun zu können, war für Guttenberg und mich nahezu unerträglich. In einer Unzahl von Besprechungen versuchten wir, immer wieder neue Wege zu finden, um Halem und Mumm zu helfen. Aber alles schlug fehl. Das Einzige, was wir erreichten, war eine Verzögerung des Verfahrens.

Inzwischen näherte sich die Jahreswende 1942/43. Als in den ersten Tagen des November 1942 die deutsche See-

kriegsführung meldete, dass ein stark geschützter alliierter Geleitzugsverband die Strasse von Gibraltar mit Ostkurs durchfahren habe, fragte Tresckow bei General Heusinger, dem Chef der Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres, an, was diese Tatsache zu bedeuten habe. Heusinger antwortete: «Wir sind der Überzeugung, dass es sich um den Versuch handelt, das stark in Mitleidenenschaft gezogene Malta zu entsetzen. An eine Landung in Nordafrika ist nicht zu denken. Dazu fehlen den Amerikanern und Engländern die Kräfte und die Erfahrung.»

Unmittelbar darauf war die Landung in Nordafrika zur Tatsache geworden, die wir als ersten Vorboten der späteren Invasion in Westeuropa ansahen. Damit war der Krieg in Afrika für Hitler verloren und die Endphase der Schlacht um das Mittelmeer hatte begonnen. Der Zusammenbruch Italiens zeichnete sich am Horizont ab.

Hatte das Jahr 1942 noch manchen deutschen Erfolg in Russland gebracht, so rächte sich für Hitler um die Jahreswende der Versuch, zwei Riesenoperationen, die Einnahme von Stalingrad und die Eroberung des Kaukasus, gleichzeitig erzwingen zu wollen. Hitler schoss nach zwei Hasen und traf keinen. Das militärische Gesetz von der abnehmenden Kraft beim Fortschritt des Angriffes bestätigte sich mit Unerbittlichkeit. Bei Stalingrad wurde eine ganze deutsche Armee eingekesselt und vernichtet. Entgegen dem Rat der Generalität glaubte Hitler, durch Befehl zum Widerstand bis zur letzten Patrone und durch Heranführen neuer Kräfte die eingekesselte Armee entsetzen zu können. Die eingeschlossenen Truppen ihrer-

seits glaubten an das Versprechen Hitlers, aus dem Kessel befreit zu werden. Aber die unablässigen russischen Angriffe und die Härte des Winters entlarvten den Glauben an Hitler als ein Phantom. Von Kälte, Hunger und der Stärke der russischen Waffen bezwungen, starben Tausende von Menschen einen grausigen Tod.

DER ATTENTATSVERSUCH VOM 13. MÄRZ 1943

Die deutsche Widerstandsbewegung war sich von Anfang an darüber klar, dass die Entmachtung Hitlers die Voraussetzung für das Gelingen der geplanten Staatsumwälzung bildete. Nicht einig war man sich darüber, in welcher Weise diese Entmachtung vor sich gehen sollte. Die zivile Gruppe innerhalb der Widerstandsbewegung war der Ansicht, man müsse sich der Person Hitlers bemächtigen, ohne ihn zu töten. Ein Attentat auf das Leben Hitlers bringe die Gefahr mit sich, dass sich später eine Legende bilden könne, dass unter Hitlers Führung doch alles ein gutes Ende genommen hätte. Vor allem aber sei man, wenn man die Person Hitlers lebend in der Hand habe, in der Lage, ihm vor aller Welt den Prozess zu machen und damit diesen Mann und sein System vor der Geschichte abzuurteilen. Diese Ansicht wurde insbesondere durch Gorderler vertreten.

Die militärische Gruppe innerhalb der Widerstandsbewegung war anderer Auffassung. Die Offiziere, denen die Ausführung dieser Tat zufiel, hielten die Gefangennahme Hitlers nahezu für ausgeschlossen, wenn nicht unmöglich. Sie kannten Haltung und Stimmung der deutschen Truppe. Sie wussten vor allem, was der Eid für den deutschen Soldaten bedeutete. Sie hatten erkannt, dass ein

erheblicher Teil des deutschen Volkes noch immer unter dem Banne Adolf Hitlers stand. Sie fürchteten, dass, solange Hitler lebe, der von seiner Person ausgehende Bann andauern würde. Diesen Bann zu beseitigen, und zwar mit einem Schlage, und damit die deutschen Soldaten gleichzeitig ihres Eides auf Hitler zu entbinden, schien den militärischen Beteiligten die dringlichste Aufgabe. Diese besonders durch Generaloberst Beck vertretene Auffassung setzte sich durch. Die Widerstandsbewegung hatte sich damit entschieden, Hitler nicht gefangen zu nehmen, sondern ihn zu töten.

Es lag auf der Hand, dass die Tötung Adolf Hitlers nur die «Initialzündung» für den geplanten Staatsstreich sein konnte. Der zweite Schritt musste die Besetzung der wichtigsten Punkte der Reichshauptstadt Berlin durch militärische Kräfte sein. Durch unmittelbar folgenden Einsatz von ausgesuchten Persönlichkeiten an allen Schlüsselstellungen der Regierung und Verwaltung sollten vollendete Tatsachen geschaffen werden. Die «Initialzündung» hatte nur Sinn, wenn es möglich war, den zweiten Schritt unmittelbar dem ersten folgen zu lassen.

In den Händen von General Oster liefen alle Fäden zusammen. Er trug dem Haupt der Bewegung, Generaloberst Beck, die wichtigen Fragen vor und empfing von ihm die Entscheidung. Seine Aufgabe war es, mit General Olbricht, dem Chef des Allgemeinen Heeresamtes beim Befehlshaber des Ersatzheeres, alle Schritte vorzubereiten, um die Besetzung von Berlin und einigen anderen wichtigen deutschen Städten zu gewährleisten. Olbricht und Oster

waren die beiden Männer, welche die ersten ernsthaften Pläne für die Ergreifung der Macht innerhalb des Reiches mit Nachdruck erwogen und gefasst haben. Sie suchten nach dem Mann innerhalb des Feldheeres, der in der Lage war, die «Initialzündung» durch ein Attentat auf Hitler in Gang zu setzen. Diesen Mann fanden sie in Henning von Tresckow.

Oster und Tresckow haben sich niemals gesehen oder gesprochen. Es gehörte zu meinen Aufgaben, die Verbindung zwischen ihnen herzustellen und aufrecht zu halten. Nur wer selbst während des Krieges in Deutschland gelebt hat, weiss, welche unerhörte Vorsichtsmassnahmen angesichts der Tätigkeit der Gestapo zu beobachten waren, um die Aufdeckung der Staatsstreichpläne zu verhüten. Jede nicht unbedingt erforderliche Besprechung musste vermieden werden. Auch im allervertrautesten Kreise wurden nur jene Namen ausgesprochen, deren Nennung unbedingt notwendig war. Die Sorge, die einen bei Tag verfolgte und nachts den Schlaf raubte, bespitzelt und vielleicht schon von der Gestapo beschattet zu sein, legte sich lähmend auf einen. Sie abzuschütteln, beanspruchte erhebliche Nervenkraft.

Bei der letzten Besprechung zwischen Olbricht und Tresckow Ende 1942 hatte Olbricht noch acht Wochen erbeten, um in Zusammenarbeit mit Oster den Plan zur Besetzung von Berlin, Köln, München und Wien vorzubereiten. Nach Ablauf dieser Zeit, Ende Februar 1943, hatte ich im Auftrag von Tresckow noch einmal eine Besprechung mit Olbricht, in der er das denkwürdige Wort prägte: «Wir sind fertig. Die ‚Initialzündung‘ kann in Gang gesetzt wer-

den». Um über alle Einzelheiten Klarheit zu schaffen und um den Ablauf der Ereignisse möglichst reibungslos zu gestalten, war noch einmal eine Besprechung zwischen unserem Kreis an der Ostfront und unseren Berliner Mitverschworenen notwendig. Diesmal fand die Besprechung nicht wie sonst in Berlin, sondern in Smolensk, im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, statt. Zu diesem Zweck organisierte Admiral Canaris einen Dienstflug von Berlin nach Smolensk. Er kam mit vielen Herren seiner Umgebung zu uns und hatte, damit der wahre Grund nicht auffiel, eine grosse Sitzung der im Nachrichtendienst tätigen Abwehroffiziere anberaunt.

Die entscheidende Besprechung aber fand fern von allem Getriebe in einem kleinen, anspruchslosen Raum statt, der dem Kriegstagebuchführer als Dienstzimmer diente. Hier fanden sich General von Tresckow, Reichsgerichtsrat von Dohnanyi und ich zu später Stunde zusammen. Tresckow unterrichtete Dohnanyi von unserer Absicht, in Kürze ein Attentat auf Hitler zu unternehmen, vergewisserte sich über die Vorbereitungen in Berlin und besprach dann Mittel und Wege zur gegenseitigen Verständigung. Wir legten einen Code fest, der nur den unmittelbar Beteiligten verständlich war.

Dann trennten wir uns. Der Abend endete mit einem gemeinsamen Trunk im grossen Kreise. Hierbei erzählte Admiral Canaris, dass er am folgenden Tage ins Hauptquartier fliegen werde, weil er etwas mit Himmler zu besprechen habe. Wie so häufig, handelte es sich auch diesmal um Personen, die der Gestapo ins Garn gegangen waren und deren Freilassung Canaris unter dem Vorwand,

diese für den militärischen Nachrichtendienst zu benötigen, von Himmler erbitten wollte. Nur der Eingeweihte weiss, wie viele Menschen Canaris durch seine geschickte Unterhandlungsführung auf diese Weise den Fängen der Gestapo entrissen hat. Als Canaris von seiner Absicht, mit Himmler zu sprechen, erzählte, erklärten ihm die Offiziere seiner Umgebung, dann würden sie ihm nicht mehr die Hand geben können. Wer einem solchen «Schweinehund» wie Himmler die Hand gedrückt habe, dessen Hände könne man nicht wieder berühren, ohne sich selbst zu beschmutzen. Canaris nahm diese Äusserung schmunzelnd zur Kenntnis, war er doch insgeheim über diese klare und ehrenhafte Gesinnung seiner Mitarbeiter erfreut. Aber er liess sich von seinem Plan, Himmler zu sprechen, nicht abbringen.

In der Zwischenzeit war Tresckow nicht untätig geblieben. Er hatte seine Bemühungen verdoppelt, seinen Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall von Kluge, für den Gedanken zu gewinnen, Hitler zu beseitigen. Kluge als Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe sollte, so waren unsere Pläne, von Anfang an den Staatsstreich unterstützen. Dadurch hätte er auf alle schwankenden Befehlshaber der Front und des Ersatzheeres einen gewaltigen Druck ausgeübt. Ausserdem war Tresckow bemüht, auch die sachliche Voraussetzung für die von ihm geplante «Initialzündung» zu schaffen. Diese bestand darin, Hitler zu veranlassen, sein Hauptquartier in Ostpreussen zu verlassen und den Stab der Heeresgruppe Mitte zu besuchen. Das Hauptquartier dieser Heeresgruppe war damals in einem Waldlager unmittelbar westlich Smolensk unter-

gebracht. Tresckow wollte Hitler in eine ihm fremde und uns vertraute Umgebung bringen, um auf diese Weise günstige Voraussetzungen für das Attentat zu schaffen.

Bei seinen Bemühungen kam Tresckow seine langjährige Bekanntschaft mit dem Chefadjutanten Hitlers, General Schmudt, zustatten. Schmudt war ein überzeugter Anhänger Hitlers. Aber er war nicht klug genug, um zu durchschauen, dass Tresckows Bitte, Hitler zu einem Besuch in Kluges Hauptquartier zu veranlassen, nur ein Vorwand war.

So kam es, dass Hitler für die ersten Tage des März 1943 seinen Besuch in Smolensk in Aussicht stellte. Aber Hitler machte es wie so oft: er kündigte seinen Besuch an, um ihn kurz vor dem verabredeten Zeitpunkt wieder abzusagen. So war es mehrere Male hin und her gegangen, bis Hitler am 13. März 1943 mit dem Flugzeug in Smolensk eintraf. Wäre Kluge damals bereit gewesen, gegen Hitler vorzugehen, so wäre dieser im März 1943 beseitigt worden. Im Einverständnis mit Kluge wäre dieser Schritt nicht allzu schwierig gewesen. Hatten wir doch am Sitz der Heeresgruppe ein Kavallerieregiment aufgestellt, dessen Kommandeur, Freiherr von Boeselager, zu den unseren zählte. Das Offizierskorps dieses Regiments war entsprechend ausgewählt, sodass Boeselager, der militärische Umsicht mit tollkühnem Draufgängertum in sich vereinigte, in der Lage gewesen wäre, zu handeln. Kluge besass zwar die Erkenntnis, jedoch nicht den Willen zur Tat. Immer wieder wandte er ein, weder das deutsche Volk noch der deutsche Soldat würden im damaligen Zeitpunkt eine solche Tat verstehen. Man müsse warten, bis durch die

ungünstige militärische Entwicklung die Notwendigkeit der Beseitigung Hitlers allgemein eingesehen werde.

Im Hinblick auf Kluges Stellungnahme war es also nicht möglich, den Befehlsapparat der Heeresgruppe für das geplante Attentat einzusetzen. Deshalb waren Tresckow und ich übereingekommen, selbst Hand anzulegen. Wir hofften, dass nach vollzogenem Attentat Kluge, vor vollendete Tatsachen gestellt, seiner richtigen Einsicht folgen werde. Um ihm und dem gesamten militärischen Befehlsstab das Handeln zu erleichtern, fassten Tresckow und ich folgenden Plan: wir wollten Hitler nicht erschiessen, sondern ihn mittels einer in sein Flugzeug geschmuggelten Bombe während des Fluges beseitigen, um dadurch die politischen Nachteile eines Attentats zu vermeiden und ein Flugzeugunglück vorzutäuschen. Denn Hitler besass damals noch zahlreiche Anhänger, sodass wir beim Bekanntwerden eines Attentates mit verstärktem Widerstand dieser hitlerhörigen Kreise gegen den geplanten Staatsstreich hätten rechnen müssen.

Tresckow hatte sich schon vor Monaten das notwendige Material durch Oberst Freiherrn von Gersdorff beschafft. Gersdorff war zweiter Generalstabsoffizier im Stabe der Heeresgruppe Mitte, ein ebenso fröhlicher Kamerad wie wagemutiger Soldat. Ihm war es infolge seiner Dienststellung möglich, ohne Aufsehen zu erregen, Sprengstoff zu beziehen. Gersdorff war zu diesem Zeitpunkt in die Staatsstreichpläne noch nicht eingeweiht. Aber seine Persönlichkeit war so vertrauenswürdig, dass wir keine Bedenken trugen.

Bei der Auswahl des Sprengstoffes hatten wir sehr bald erkannt, dass deutscher Sprengstoff ungeeignet war. Denn dieser war nur mittels einer Zündschnur zur Explosion zu bringen, wodurch ein leises Zischen entstand, das unter Umständen einem aufmerksamen Beobachter hätte auffallen und die vorzeitige Entdeckung der Tat hätte ermöglichen können. Wir wählten deshalb englischen Sprengstoff und englische Zünder. Beides wurde damals vielfach von englischen Flugzeugen über deutschem Gebiet abgeworfen, wohl um englische Agenten bei Sabotageakten zu unterstützen. Natürlich geriet ein grosser Teil dieses Sprengmaterials nicht in die Hand von Agenten, sondern wurde von militärischen Stellen gesammelt. Dieser englische Sprengstoff hatte grosse Vorteile. Ein Sprengkörper, nicht grösser als ein dickes Buch, war imstande, alles, was in einem mittelgrossen Zimmer war, zu zerreißen.

Die englischen Zünder waren besonders kunstvoll konstruiert. Es gab drei verschiedene Arten. Die einen wirkten nach 10 Minuten, die anderen nach einer halben Stunde, und wiederum andere nach zwei Stunden. Man konnte also den Zünder jeweils nach dem gewünschten Zeitpunkt der Explosion wählen. Während der Zeitdauer der Zündung fehlte jegliches Geräusch. Durch einen einfachen Druck auf den Hals des Zünders wurde eine kleine Flasche zerbrochen. Der Flasche entströmte eine ätzende Flüssigkeit. Diese zerfrass einen Draht, der eine Feder und einen Schlagbolzen hielt. Nach der Zersetzung des Drahtes schnellte der Schlagbolzen nach vorn, entzündete das Zündhütchen, und dieses wiederum entzündete die Sprengladung.

Tresckow und ich hielten es für unsere wichtigste Auf-

gabe, uns mit der Handhabung des Sprengkörpers bis in alle Einzelheiten vertraut zu machen, sodass jeder Griff im Schläfe gelingen musste. Wir machten viele Versuche, die mit wenigen Ausnahmen gelangen. Wir haben Versuche sowohl im Freien als auch im geschlossenen Raum unternommen. Die Wirkung war erstaunlich. Unsere Hauptschwierigkeit bestand darin, den Grund für die wenigen nicht gelungenen Sprengversuche festzustellen. Das war nicht einfach, da wir beide keine pioniertechnischen Kenntnisse besaßen. Soweit die Sprengungen nicht glückt waren, handelte es sich ausschliesslich um Sprengungen im Freien. Das Misslingen mancher unserer Versuche bestand nicht in einem Unterbleiben der Explosion, sondern in einer uns zunächst unerklärlichen Verzögerung der Sprengung. Durch unverfängliche Unterhaltungen mit Pionieren konnten wir feststellen, dass hierfür die russische Kälte verantwortlich war. Bei tiefen Kältetemperaturen wurde der Draht langsamer als vorgesehen durch die ätzende Flüssigkeit zerfressen.

Nachdem wir unsere Versuche abgeschlossen hatten, machten wir uns an die unmittelbaren Vorbereitungen. Hierfür hatte Tresckow folgenden Plan: wir nahmen, um der Wirkung ganz sicher zu sein, nicht einen, sondern zwei Sprengkörper, und machten aus ihnen ein Paket, das seiner Form nach zwei Kognakflaschen glich. Wir mussten das Paket so anfertigen, dass es möglich war, ohne die Verpackung zu zerstören, den Zünder in Gang zu setzen. Das so vorbereitete Paket nahm ich am 13. März 1943 und verschloss es in eine nur mir zugängliche Kiste.

Währenddessen fuhren Kluge und Tresckow zum Flug-

platz Smolensk und holten Hitler ab. Hitler erschien wie immer mit einem unwahrscheinlich grossen Gefolge. In seiner Begleitung befanden sich sein Arzt und sein Koch. Die Besprechung mit Hitler fand im Zimmer des Generalfeldmarschalls von Kluge statt. Tresckow sowie die Armeeführer der Heeresgruppe Mitte waren anwesend. Es wäre leicht gewesen, die vorbereitete Bombe in den Besprechungsraum hineinzubringen. Aber mit einem Attentat an diesem Ort hätten wir nicht nur Hitler, sondern auch Kluge und die anwesenden Armeeführer ums Leben gebracht. Dadurch wäre der gesamte, uns zur Verfügung stehende Apparat, den wir zur weiteren Durchführung des Staatsstreichs benötigten, ausgefallen.

Nach der Besprechung fand im Kasino ein Essen statt. Für diese Zusammenkunft galt die gleiche Erwägung wie für die vorhergehende Besprechung bei Kluge. Auch hier hätte die Sprengbombe nicht nur Hitler, sondern gleichfalls die für den Umsturz erforderlichen Männer beseitigt. Wie immer, nahm Hitler ein gesondertes Essen zu sich, das ihm von seinem Koch, den er mitgebracht hatte, zubereitet wurde und das vor seinen Augen von seinem Arzt, Professor Morell, abgeschmeckt werden musste. Der Vorgang mutete an, als ob man einen orientalischen Despoten der Vorzeit vor sich gehabt hätte.

Hitler essen zu sehen, war ein höchst widerwärtiger Anblick. Die linke Hand stützte er auf den Oberschenkel, während er mit der rechten Hand sein aus vielerlei Gemüsesorten bestehendes Essen in sich hineinlöffelte. Dabei führte er nicht die Hand zum Munde, sondern liess den rechten Arm während des ganzen Essens auf dem

Tisch liegen, schob hingegen seinen Mund zum Essen hinunter. Zwischendurch trank er verschiedene vor seinem Teller aufgestellte, alkoholfreie Getränke. Vor dem Essen war darauf hingewiesen worden, dass auf Befehl Hitlers das Rauchen nach dem Essen zu unterbleiben habe.

Während des Essens richtete Tresckow an Oberst Brandt, einen der Begleiter Hitlers, die Frage, ob er bereit wäre, ein kleines aus zwei Flaschen Kognak bestehendes Paket, das an General Stieff im Oberkommando des Heeres adressiert sei, auf dem Rückflug zum Hauptquartier nach Ostpreussen mitzunehmen. Der Begleiter Hitlers bejahte. Am frühen Vormittag hatte ich verabredungsgemäss den mir von Oster bestimmten Mitarbeiter, Hauptmann Gehre, in Berlin angerufen und ihm das Stichwort mitgeteilt, welches bedeutete, dass das Attentat unmittelbar bevorstehe. Das Stichwort wurde an General Oster weitergeleitet, der wiederum General Olbricht verständigte. Es war die Aufgabe dieser beiden, die letzten für die Machtübernahme notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Nach dem Mittagessen in Smolensk begab sich Hitler im Auto, von Kluge und Tresckow begleitet, zum Flugplatz zurück. Etwa zur gleichen Zeit nahm ich die Sprengbombe und brachte sie in einem andern Auto zum Flugplatz. Hitler und seine Begleitung hatten für ihre Reise zwei grosse Flugzeuge benützt. Das eine war für Hitler und Personen seiner nächsten Umgebung reserviert, während im andern die übrigen Begleiter untergebracht waren. Die beiden Flugzeuge wurden von mehreren Jagdmaschinen begleitet.

Auf dem Flugplatz angekommen, wartete ich, bis Hitler die Offiziere der Heeresgruppe Mitte verabschiedet hatte. Als ich bemerkte, dass Hitler im Begriffe war, sein Flugzeug zu besteigen, betätigte ich die Zündung der Bombe. Das obere Ende des Zünders glich einem Flaschenhals und war in das Paket so eingebaut, dass man diesen durch eine kleine Öffnung in der Verpackung fassen konnte. Um sicher zu sein, dass der auf den Zünder ausgeübte Druck stark genug sein würde, hielt ich einen Schlüssel in der Hand versteckt und drückte mit diesem gegen den Hals des Zünders. Die Zündung war auf die Dauer einer halben Stunde berechnet. Kurz darauf übergab ich auf einen Wink Tresckows das Paket dem Obersten Brandt, dem Begleiter Hitlers, der sich bereit erklärt hatte, es mitzunehmen. Ich musste an mich halten, um in diesem Augenblick meine äussere Ruhe zu bewahren. Da Brandt zur nähern Umgebung Hitlers gehörte, wussten wir, dass er in Hitlers Flugzeug fliegen würde. Nachdem, wie vorgesehen, Hitler und Brandt dasselbe Flugzeug bestiegen hatten, starteten beide Flugzeuge gegen drei Uhr nachmittags in Richtung Ostpreussen, von den Jagdmaschinen begleitet. Hitlers Schicksal schien besiegelt!

In fieberhafter Spannung fuhren wir in unser Quartier zurück, von wo ich sofort Gehre in Berlin anrief und ihm das weitere Stichwort gab, welches bedeutete, dass die «Initialzündung» in Gang gesetzt sei.

Es war uns bekannt, dass Hitlers Flugzeug eine besondere Sicherung besass. Es bestand aus mehreren abgeschlossenen Kabinen. Die Kabine Hitlers war gepanzert und besass eine Vorrichtung, mit deren Hilfe ein unmittelbarer

Fallschirmabsprung möglich war. Nach unserer Auffassung musste aber die Sprengladung in der Bombe genügen, um das ganze Flugzeug, einschliesslich der Panzerkabine, zu zerreißen. Sollte das wider Erwarten nicht geschehen, so musste auf jeden Fall ein so wesentliches Stück des Flugzeuges durch die Explosion herausgerissen werden, dass es abstürzte.

Nach unserer Zeitberechnung erwarteten wir den Absturz von Hitlers Flugzeug im Verlauf des Nachmittags, kurz bevor es Minsk erreichen würde. Wir nahmen an, dass die erste Nachricht über den Unfall durch eines der begleitenden Jagdflugzeuge mittels Funkspruch gemeldet werden würde. Unsere Erregung während dieser Wartezeit war beträchtlich. Aber es geschah nichts.

Nach mehr als zwei Stunden traf die für uns niederschmetternde Nachricht ein, dass Hitler auf dem Flugplatz Rastenburg in Ostpreussen gelandet sei und sein Hauptquartier erreicht habe. Es bestand kein Zweifel mehr, dass das geplante und so sorgfältig vorbereitete Attentat missglückt war.

Wir wussten nicht, worauf dieses Misslingen zurückzuführen war. Sofort rief ich erneut Gehre in Berlin an und gab ihm das Stichwort für den Misserfolg des Attentats. Dann berieten Tresckow und ich, was zu tun sei. Wir waren zutiefst erschüttert. War es schon schlimm genug, dass das Attentat selbst missglückt war, so schien es uns beinahe noch schlimmer, dass die Entdeckung der Bombe unsere Entlarvung und darüber hinaus den sicheren Tod für einen weiten Kreis wichtiger Mitarbeiter bedeutete.

Nach reiflicher Überlegung entschloss sich Tresckow,

Oberst Brandt, den Begleiter Hitlers, anzurufen und bei diesem anzufragen, ob das für General Stieff bestimmte Paket noch in seinem Besitz sei, oder ob er es bereits weitergegeben habe. Oberst Brandt erklärte, das Paket sei noch bei ihm. Aus der Antwort ersahen wir, dass die als Kognak-Paket getarnte Bombe noch nicht entdeckt war. Die Weitergabe an General Stieff mussten wir auch deswegen verhindern, weil dieser damals noch nicht Mitglied unserer Verschwörung war. Tresckow bat deshalb Oberst Brandt, das Paket nicht auszuhändigen, sondern es bis zum kommenden Tag aufzubewahren. Er fügte hinzu, es sei eine Verwechslung unterlaufen. Da ich ohnehin am kommenden Tag im Hauptquartier in Ostpreussen dienstlich zu tun hätte, würde ich ihn aufsuchen, um das Paket gegen ein anderes auszutauschen.

Unter einem militärischen Vorwand flog ich am nächsten Tag in dem regelmässigen Kurierflugzeug ins Hauptquartier, suchte dort Oberst Brandt auf und tauschte das Paket mit der Sprengbombe gegen ein anderes Paket aus, das diesmal in der Tat zwei Flaschen Kognak für General Stieff enthielt.

Noch heute verspüre ich meine Besorgnis, als mir der Begleiter Hitlers, nicht ahnend, was er in der Hand hielt, lächelnd die Bombe überreichte und dabei das Paket so heftig bewegte, dass ich befürchtete, die Bombe werde noch nachträglich explodieren, da ja die Zündung in Gang gesetzt war. Mit vorgetäuschter Ruhe nahm ich die Bombe an mich und fuhr sofort mit einem Auto nach dem benachbarten Eisenbahnknotenpunkt Korschen. Von dort fuhr gegen Abend ein Schlafwagenzug nach Berlin.



Fabian von Sililabrendorff

unternahm gemeinsam mit General von Tresckow am 13. März 1943 einen Attentatsversuch gegen Hitler. Als einer der wenigen Überlebenden seines Kreises berichtet er über seine Erlebnisse und die seiner toten Kameraden.

In Korschens angekommen, bestieg ich das für mich bestellte Abteil, schloss die Tür hinter mir ab und öffnete mit einer Rasierklinge so vorsichtig wie möglich das Paket. Nachdem ich die Umhüllung entfernt hatte, konnte ich sehen, dass die beiden Sprengladungen unverändert waren. Sorgsam entschärfte ich die Bombe und nahm den Zünder heraus. Als ich diesen untersuchte, stellte ich zu meinem grossen Erstaunen Folgendes fest: infolge der Betätigung der Zündvorrichtung war die oben beschriebene Flasche mit der ätzenden Flüssigkeit ordnungsgemäss zerbrochen. Die Flüssigkeit hatte den Draht zersetzt, der Schlagbolzen war nach vorne geschlagen, aber das Zündhütchen hatte sich nicht entzündet.

Enttäuschung und Hoffnung zugleich erfüllten mich. Enttäuschung darüber, dass infolge dieses wirklich einzigartigen Zufalls das Attentat missglückt war. Andererseits hegte ich die Hoffnung, dass es uns möglich sein würde, die Entdeckung des Komplottes zu verhindern.

In der Nacht vom 14. zum 15. März fuhr ich nach Berlin und suchte unsere Mitverschworenen Gehre, Dohnanyi und Oster auf, um ihnen über das Misslingen des Attentates Bericht zu erstatten. Hierbei nahm ich als Beweisstück den Zünder mit, um an ihm zu demonstrieren, welcher unglückseliger Zufall unseren Plan zunichte gemacht hatte.

Wenige Tage später fand in Berlin in Anwesenheit Hitlers die alljährliche Ehrung der Gefallenen statt, die mit einer Ausstellung der in Russland vorgefundenen Waffengattungen im Berliner Zeughaus verbunden war. Zu dieser

Feierlichkeit war von unserer Heeresgruppe Oberst Freiherr von Gersdorff kommandiert worden. Tresckow hatte diesen Zufall als einen Wink des Schicksals aufgefasst. Er liess Gersdorff gegenüber, dessen hitlerfeindliche Einstellung er genau kannte, die Maske fallen und gewann ihn als Mitbeteiligten unserer Verschwörung. Daraufhin hatte sich Gersdorff erboten, einen zweiten Attentatsversuch zu unternehmen. Nachdem ich in später Nacht durch eine geheime Mitteilung Tresckows hierüber alles Wesentliche erfahren hatte, suchte ich am anderen Tag in aller Frühe den noch fest schlafenden Gersdorff in seinem Hotel auf, weckte ihn und überreichte ihm auf nüchternen Magen die Bombe. Was uns aber leider fehlte, war ein kurzfristiger Zünder. Alle Versuche, in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit eines solchen Zünders habhaft zu werden, schlugen fehl. Der Attentatsversuch musste somit unterbleiben.

Wieviel Elend wäre der Menschheit erspart geblieben, wenn Hitler schon im März 1943 einem Attentat zum Opfer gefallen wäre! So schmerzlich die Enttäuschung für uns Nächstbeteiligte war, so hatte sie doch ein Gutes: Olbricht hatte festgestellt, dass seine bisherigen Vorbereitungen zum Umsturz in Berlin und in anderen wichtigen Städten Deutschlands nicht zureichend waren. Jetzt hatte *er* die Möglichkeit, das Versäumte nachzuholen. Als ich kurz darauf wieder bei Tresckow an der Ostfront eintraf, fand ich keinen Verzagten, sondern einen Mann, der fest entschlossen war, auf dem Wege fortzuschreiten, den er einmal betreten hatte.

DIE VORBEREITUNGEN ZUM STAATSTREICH

Der Misserfolg des 13. März 1943 war für uns nicht nur eine Enttäuschung, sondern auch eine Lehre. Wir waren entschlossen, aus allen Ereignissen zu lernen und unsere Vorbereitungen zu verdoppeln mit dem Ziel, erneut zum Schlag gegen Hitler auszuholen. Bei den Unterhaltungen zwischen Tresckow und mir kamen wir zu dem Schluss, dass selbst im Falle des Gelingens des Attentates die Durchführung des Staatsstreiches nicht glatt verlaufen wäre. Das Haupthindernis bestand in einem mangelnden Zusammenspiel zwischen unserer Kreise innerhalb des Frontheeres und unseren Gesinnungsgenossen innerhalb des Ersatzheeres in Deutschland. Um diesen Fehler auszumerzen, gab Tresckow vor, infolge der Anstrengungen und Aufregungen des Russland-Feldzuges dringend einer längeren Erholung zu bedürfen. Er fand damit Glauben und wurde zu einer mehrmonatigen Kur beurlaubt. Er trat aber die Kur nicht an, sondern begab sich nach dem zwischen Berlin und Potsdam gelegenen Neubabelsberg zu seiner Schwester. Dort blieb er volle zehn Wochen.

Wir sahen vier konkrete Aufgaben vor uns, die mit Umsicht und Energie in Angriff genommen werden mussten. Die erste bestand in der generalstabsmässigen Vorberei-

tung des von uns geplanten Staatsstreiches in der Hauptstadt. Weiter kam es darauf an, über die politischen Ziele des Staatsstreiches Klarheit zu schaffen. Schliesslich mussten die Bemühungen fortgesetzt werden, die unseren Gedanken nahestehenden Feldmarschälle und Generale zu beeinflussen. Endlich galt es, ein neues Attentat vorzubereiten.

Die grundlegenden Vorbereitungen zu diesen vier Aufgaben sind im Sommer des Jahres 1943 in Berlin getroffen worden. Auf diesen Vorbereitungen fusst die Tat vom 20. Juli 1944. Es ist klar, dass zur Durchführung dieser Aufgabe eine Fülle von Zusammenkünften und Besprechungen notwendig war. Wegen des ständig wachsenden Terrors der Gestapo musste dabei mehr denn je mit Vorsicht vorgegangen werden. Es gelang auch tatsächlich, die in diesen Wochen geleistete Arbeit geheim zu halten.

Kurz vor Beginn dieser Sommertätigkeit wurden mehrere unserer Mitarbeiter verhaftet, so Reichsgerichtsrat von Dohnanyi und Pfarrer Dietrich Bonhoeffer. Beide haben bis zu ihrem Tode geschwiegen, sodass die Gestapo uns nicht auf die Spur kam. Mit beiden Persönlichkeiten verlor unser Kreis Menschen, die nur schwer ersetzt werden konnten. Besonders Dietrich Bonhoeffer verfügte über englische Beziehungen, die für uns ausserordentlich wertvoll waren. Diese Beziehungen stammten aus den Jahren 1933 bis 1935. Damals hatte Bonhoeffer den Gottesdienst in den deutschen protestantischen Gemeinden Englands versehen. In dieser Zeit hatte er sich mit dem Bischof von Chichester, George Bell, angefreundet. Von unseren Vorbereitungen zum Umsturz hatte Bonhoeffer dem Bischof

schon im Jahre 1942 Mitteilung gemacht. Beide hatten sich in Stockholm getroffen.

Durch die vom Reichskriegsgericht durchgeführte Untersuchung gegen Dohnanyi war auch die dienstliche Stellung Osters erschüttert worden, da Dohnanyi einer seiner nächsten Mitarbeiter war. Unter diesen Umständen konnte sich Oster nicht mehr halten. Er wurde kaltgestellt. In ihm hatten wir unseren bisherigen «Geschäftsführer» verloren. Es kam also zunächst darauf an, einen Mann zu finden, der seine Nachfolge übernehmen konnte.

Dieser Mann fand sich in Oberst Graf Claus Schenk von Stauffenberg. Die Stauffenbergs sind eine alte, im Katholizismus wurzelnde, süddeutsche Familie. Stauffenberg wurde im Jahre 1907 geboren und hatte bei den Bamberger Reitern, einem angesehenen Kavallerie-Regiment, gedient. Er war bald in den Generalstab gekommen, wo er besonders in allen Fragen der Organisation als hervorragend qualifiziert galt.

Im Sommer 1943 war Stauffenberg Chef des Stabes in dem von General Olbricht geleiteten Allgemeinen Heeresamt, und damit sein erster Untergebener. Vom rein militärischen Standpunkt aus gesehen, sass Stauffenberg an einer ungleich wichtigeren Stelle als Oster. Dieser besass zwar infolge seines Alters grosse Autorität und langjährige politische Erfahrung, aber den fachmilitärischen Vorgängen war er im Laufe der Jahre etwas entfremdet. Dagegen stand Stauffenberg in taktischen und operativen Fragen auf der Höhe seiner Zeit.

In Nordafrika war Stauffenberg schwer verwundet worden, hatte ein Auge, die rechte Hand und zwei Finger der linken Hand verloren, sodass er nur noch über drei Finger verfügte. Dieser Verwundung verdankte er seine Rückversetzung in den Generalstab. Infolge seiner organisatorischen Erfahrung und Befähigung wurde er in das Allgemeine Heeresamt versetzt, eine Stellung, von der aus er einen ungewöhnlich genauen Einblick in das militärische und politische Getriebe der deutschen Wehrmacht hatte. Ausserdem war er in der Lage, einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Gestaltung des Ersatzheeres auszuüben.

Tresckow und ich hatten Stauffenberg im Sommer 1941 kennen gelernt. Stauffenberg besuchte uns damals in Borissow in Russland. Wir hatten von ihm bei dieser Besprechung den Eindruck eines sehr fähigen Mannes. Wir erkannten auch, dass er ein Nicht-Nazi war, ja sogar in Hitler und dem Nationalsozialismus eine Gefahr erblickte. Dass wir aber in Stauffenberg einen der entschlossensten Antinazis vor uns hatten, der wie kein zweiter seinen Namen als Kämpfer gegen Hitler der Geschichte aufprägen sollte, erkannten wir damals nicht. Um so stärker waren Tresckow und ich beeindruckt, als im Sommer 1943 Olbricht auf die Frage, welche Persönlichkeit er zur Übernahme der militärischen Aufgabe Osters vorschlagen könne, Stauffenberg nannte und uns mit ihm zusammenbrachte. Nach den ersten Gesprächen wurde uns klar, wes Geistes Kind Stauffenberg war.

Eine der Haupteigenschaften des deutschen Offiziers war seine militärische Einseitigkeit. Aber in dieser seiner Stärke

lag auch seine Schwäche. Denn seine Einseitigkeit machte ihn urteilslos in allen nichtmilitärischen Fragen, besonders in allen politischen Erwägungen. Bei Tresckow freilich konnte man von Einseitigkeit nicht sprechen. Er war zu Ende des ersten Weltkrieges aus dem Militär ausgeschieden, hatte sich dem Wirtschaftsleben gewidmet, war viele Jahre Börsenmakler in Berlin, dann Prokurist einer Bank gewesen und hatte sich, bevor er wieder in das Heer eintrat, durch eine einjährige Weltreise eine gute Kenntnis Europas und der nichteuropäischen Länder, insbesondere Nord- und Südamerikas, verschafft.

Diese Weltkenntnis hatte Stauffenberg nicht aufzuweisen. Dafür besass er eine andere Eigenschaft, durch die er sich vor der Mehrzahl seiner Berufsgenossen auszeichnete. Das militärische Leben hatte ihn niemals voll ausgefüllt. Seine geistigen Bedürfnisse hatten ihn in den Kreis des Dichters Stefan George geführt. Dieser hatte bald den innern Wert Stauffenbergs und seine Qualitäten erkannt und ihn mehr und mehr an sich gezogen. Hatten manche aus Stefan Georges Kreis diesen später wieder verlassen, so war Stauffenberg seinem Meister treu geblieben. Die Gedanken- und Geisteswelt Stefan Georges beherrschten ihn. Er kannte viele seiner Gedichte auswendig. Eine seiner grössten Freuden war es, das berühmte Gedicht Stefan Georges über den Antichrist zu deklamieren. Vom Geistigen her stammte auch Stauffenbergs Einstellung gegen Hitler. Nicht der Gedanke einer drohenden militärischen Niederlage oder sonst irgendeine materielle Erwägung bestimmten ihn in seiner Haltung. Im Gegenteil: Stauffenbergs Kampf gegen Hitler war im Christentum verankert. Aus

sittlicher Überzeugung war er zum Kämpfer gegen Hitler geworden.

Wenige Besprechungen genügten, um uns klar zu machen, dass in Stauffenberg ein Nachfolger für Oster gefunden war, dessen innere Einstellung, Umsicht, Ruhe, Klarheit, Zähigkeit, Tapferkeit, dessen fachmännisches Wissen und Können ihn zum «Geschäftsführer» der Widerstandsbewegung wie geboren erscheinen liessen.

Wollten wir Berlin, das militärische, politische und wirtschaftliche Zentrum Deutschlands, mit Hilfe eines Staatsstreiches in Besitz nehmen, so mussten eingehende militärische Vorbereitungen getroffen werden. Diese Vorbereitungen machte sich Stauffenberg zur Hauptaufgabe. Ihm wurde durch Tresckow, aus dem Stab der Heeresgruppe Mitte, Major Ulrich von Oertzen zur Verfügung gestellt, der, ähnlich wie Stauffenberg, auf dem Gebiete der militärischen Organisation grosse Befähigung und Erfahrung besass. Stauffenberg und Oertzen legten unter der Oberleitung Tresckows in tage- und nächtelanger Arbeit den Plan in Befehlsform nieder, der am 20. Juli zur Besetzung von Berlin durch militärische Kräfte führen sollte.

Zunächst musste Klarheit darüber gewonnen werden, welche Truppen des Heeres in und um Berlin vorhanden waren und welche SS-Kräfte als voraussichtliche Gegner uns gegenüberstehen würden. Die Feststellung der uns zur Verfügung stehenden Kräfte war besonders dadurch erschwert, dass die Truppen des Ersatzheeres dauernd ihren Standort wechselten. Das lag im Wesen des Ersatzheeres, das ja in unregelmässigen Abständen Ersatz zur Auffül-

lung der Frontregimenter abgeben oder Neuaufstellungen von Divisionen vornehmen musste.

Für die Machtergreifung in Berlin kamen sowohl die in der Stadt selbst liegenden Einheiten des Heeres als auch die in der Umgebung von Berlin liegenden Truppenteile in Frage. In Berlin standen nur verhältnismässig geringe Einheiten zur Verfügung. Diese waren das Wachbataillon, die Heeresfeuerwerkerschule, die Heereswaffenmeisterschule, das Landeschützenbataillon 311 und das Landeschützenbataillon 320. Die schlagkräftigste Einheit hiervon war das Wachbataillon. Es war durch zusätzliche Zuweisungen an Mannschaften und Waffen so stark, dass es praktisch über die Feuerkraft eines Regimentes verfügte. Von den ausserhalb Berlins gelegenen Truppen konnten neben den auf den Truppenübungsplätzen befindlichen Einheiten folgende Waffenschulen herangezogen werden: die Infanterieschule in Döberitz, die Kavallerieschule in Krampnitz, die Panzertruppenschule in Wünsdorf und die Artillerieschule in Jüterbog. Auch die Frage der Bewaffnung der Waffenschulen, insbesondere ihre Ausstattung mit schweren und für den Strassenkampf geeigneten Waffen musste geprüft werden.

Eine der wesentlichsten Fragen war ausserdem die Besetzung der wichtigen Kommandostellen in diesen Einheiten. Man musste die politische Haltung der Kommandeure berücksichtigen und versuchen, auf diese Einfluss zu gewinnen, ohne sie zu Geheimnisträgern zu machen. Schliesslich war zu bedenken, dass der deutsche Offizier mit seiner Truppe nicht einfach machen konnte, was er wollte. Der Nationalsozialismus hatte auch das Heer so stark

durchsetzt, dass ein Weg gefunden werden musste, um der Truppe ihr Handeln verständlich zu machen. Eine schwere Hemmung lag im Wirken des Personalamtes, das plötzlich wichtige Stellen umbesetzte, ein Umstand, der unvermutet alle Pläne über den Haufen werfen konnte. Das lehrte später der 20. Juli selbst, als der Kommandeur des Berliner Wachbataillons sich in der Stunde der Entscheidung auf die Seite Hitlers schlug.

Nicht einfach war die Aufgabe, Klarheit darüber zu schaffen, welche SS-Kräfte in und um Berlin lagen, wie sie bewaffnet waren und über wieviel Munition sie verfügten. Aber auch das gelang. Es stellte sich heraus, dass die Kräfte der SS innerhalb Berlins erheblich stärker waren als die Kräfte des Heeres. Angesichts der Wichtigkeit vieler Schlüsselpunkte wie z. B. des Regierungsviertels, des Rundfunks, des Presseviertels, der Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke, der Eisenbahnknotenpunkte usw. war die zahlenmässige und waffenmässige Überlegenheit der SS eine schwere Belastung. Dieser Nachteil wurde noch vergrössert durch die geringe Entfernung zwischen den SS-Kasernen und den genannten Schlüsselpunkten, während die Kräfte des Heeres einen zeitraubenden Anmarsch vor sich hatten. Trotz allen Überlegungen und Umdisponierungen konnte nicht vermieden werden, dass innerhalb der ersten 24 Stunden die Lage kritisch bleiben werde. Nach Ablauf dieser Zeit konnte hingegen das Heer so starke Kräfte nach Berlin hineingeschoben haben, dass diese der SS überlegen waren. Mit anderen Worten: es war eine Risikozone zu überwinden. Es kam darauf an, diese Risikozone innerhalb der ersten 24 Stunden durchzustehen

und sich auf die schlagartige Eroberung des Regierungsviertels und des Rundfunks zu beschränken, um später nach Eintreffen der Verbände des Heeres die SS zu vernichten und dadurch Herr in ganz Berlin zu werden.

Bei all diesen Fragen fand auch die Produktion der Berliner Rüstungsindustrie ihre Beachtung. Endlich musste man in Betracht ziehen, dass die Stadt Berlin über ihre eigene Polizei, die sogenannte «Blaue Polizei», verfügte. Da der Berliner Polizeipräsident Graf Helldorf sich vom ursprünglichen Nazi in einen Antinazi gewandelt hatte, war diese Frage verhältnismässig einfach zu lösen, ja, man konnte sogar mit einem Einsatz eines Teiles der «Blauen Polizei» auf unserer Seite rechnen. Graf Helldorf konnte dabei auf die Unterstützung des SS-Obergruppenführers Nebe zählen, der nach Berlin an die Spitze des Reichskriminalpolizeiamtes zurückgekehrt war.

Nebe gab mir eines Tages ein Dokument von geschichtlicher Bedeutung. Himmler hatte im Frühjahr 1943 seine SS-Obergruppen- und SS-Gruppenführer in Berlin versammelt, um ihnen eine Lageübersicht zu geben. Diese Rede hatte Nebe mitstenographiert. Ihr Inhalt war erstaunlich offen. Himmler hatte die militärische Lage ziemlich ungeschminkt geschildert. Er hatte davon gesprochen, dass auch Männer mit einem Arm und einem Auge eingezogen werden müssten. Die SS sei durch grosse Verluste zu seinem persönlichen Leidwesen stark verwässert worden. Trotzdem müsse der Krieg durchgehalten werden, denn es handle sich um eine weltgeschichtliche Entscheidung. Nur scheinbar gehe es in diesem Krieg um Provinzen und Län-

der. In Wahrheit sei es das Ziel der SS, das Christentum auf dieser Welt zu vernichten. Diese Zielsetzung dürfe vorerst nach aussen nicht bekannt gegeben werden.

Die Arbeit von Stauffenberg und Oertzen segelte offiziell unter der Flagge, Vorbereitungen gegen etwaige innere Unruhen zu treffen. Für diesen Fall sollte vom Befehlshaber des Ersatzheeres an alle Wehrkreiskommandos das Stichwort «Walküre» gegeben werden. Auf dieses Stichwort hin sollten bestimmte Einheiten des Heeres alarmiert und die öffentlichen Gebäude besetzt werden, während die militärischen Befehlshaber die vollziehende Gewalt von den zivilen Behörden übernahmen. Wichtig war vor allem die Haltung des Wehrkreises III, der Berlin und die Provinz Brandenburg umfasste und dessen Befehlshaber Nazi war. Es gelang uns aber, mit dessen damaligem Chef des Stabes, General Rost, eine Vereinbarung zu treffen. Auch der Kommandant von Berlin, General von Hase, wurde gewonnen.

Nur der Fachmann wird ermessen, welche eine Unsumme von Arbeit geleistet wurde, um die Massnahmen vorzubereiten, die auf das Stichwort «Walküre» hin ausgelöst werden sollten. Trotz des Misserfolges des 20. Juli kann gesagt werden, dass der Staatsstreich generalstabsmässig sorgfältig unterbaut war. Tresckow, Stauffenberg und Oertzen legten die Ergebnisse ihrer Arbeit in militärischen Befehlen schriftlich fest. Diese wurden durch zwei Frauen geschrieben, die zum Verschwörerkreis gehörten, Margarethe von Oven und Erika von Tresckow. Margarethe von Oven war die frühere Sekretärin der Generalobersten von Hammerstein und von Fritsch gewesen, Erika von Tres-

ckow war die Frau Henning von Tresckows. Der «Walküre»-Befehl trug als Unterschrift den Namen des Generalobersten Fromm, des Befehlshabers des Ersatzheeres. Dies musste geschehen, obwohl Fromm nicht Mitverschworener war, um bei der Truppe keinen Verdacht zu erwecken.

Die Befehle begannen mit der Feststellung, die SS habe einen Putschversuch unternommen. Dieser sei niederzuschlagen. Deshalb habe die Truppe die SS in den Lichterfelder und anderen Kasernen zu entwaffnen und im Falle des Widerstandes zu vernichten. Wir hofften, auf diese Weise den Vorsprung, den die SS infolge ihrer Kasernierung in Berlin gegenüber den Truppen des Heeres besass, um mehrere Stunden zu vermindern. Der dann folgende Befehl, der den Staatsstreich vollenden sollte, in dem also die Maske gelüftet werden konnte, war durch Generalfeldmarschall von Witzleben unterzeichnet worden. Dieser war zum Oberbefehlshaber der gesamten Wehrmacht ausersehen. Es war ein bedeutsamer Moment, als Tresckow diesen Befehl Witzleben vorlegte, ihn kurz erläuterte und Witzleben ohne Bedenken schon im Sommer 1943 seinen Namen darunter setzte. Dieser Befehl lautete:

«1. Der Führer Adolf Hitler ist tot.

Eine gewissenlose Clique frontfremder Parteiführer hat es unter Ausnutzung dieser Lage versucht, der schwerringenden Front in den Rücken zu fallen und die Macht zu eigennütigen Zwecken an sich zu reißen. In dieser Stunde höchster Gefahr hat die Reichsregierung zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung

den militärischen Ausnahmezustand verhängt und mir zugleich mit dem Oberbefehl über die Wehrmacht die vollziehende Gewalt übertragen.

Hierzu befehle ich:

Ich übertrage die vollziehende Gewalt mit dem Recht der Delegation auf die territorialen Befehlshaber, im Heimatkriegsgebiet auf den Befehlshaber des Ersatzheeres unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberbefehlshaber im Heimatkriegsgebiet, in den besetzten Gebieten auf die Oberbefehlshaber.

2. Den Inhabern der vollziehenden Gewalt sind unterstellt:
 - a) sämtliche in ihren Befehlsstellen befindlichen Dienststellen, Einheiten der Wehrmacht, einschliesslich der Waffen-SS, des Reichsarbeitsdienstes und der Organisation Todt,
 - b) alle öffentlichen Behörden des Reiches, die gesamte Ordnungs-, Sicherheits- und Verwaltungspolizei,
 - c) alle Amtsträger der Gliederungen der NSDAP und der ihr angehörenden Verbände,
 - d) die Verkehrs- und Versorgungsbetriebe.
3. Die gesamte Waffen-SS wird mit sofortiger Wirkung in das Heer eingegliedert.
4. Die Inhaber der vollziehenden Gewalt sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit verantwortlich. Jeder Widerstand gegen die militärische Vollzugsgewalt ist rücksichtslos zu brechen.
5. In dieser Stunde höchster Gefahr für das Vaterland ist Geschlossenheit der Wehrmacht und Aufrechter-

haltung der Disziplin oberstes Gebot. Ich mache es daher allen Befehlshabern des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe zur Pflicht, die Inhaber der vollziehenden Gewalt bei der Durchführung ihrer schweren Aufgabe mit allen Mitteln zu unterstützen und die Befolgung ihrer Weisungen durch die untergeordneten Dienststellen sicherzustellen. Der deutsche Soldat steht vor einer geschichtlichen Aufgabe. Von seiner Tatkraft und Haltung wird es abhängen, ob Deutschland gerettet wird.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht:
gez. von Witzleben,
Generalfeldmarschall.»

Waren durch diesen Befehl alle Träger der Reichsgewalt der Wehrmacht unterstellt, so sollte durch einen weiteren Befehl von dieser Tatsache der entsprechende Gebrauch gemacht werden. Der nächste Befehl hatte folgenden Wortlaut:

«Auf Grund der mir vom Oberbefehlshaber der Wehrmacht erteilten Ermächtigung übertrage ich die vollziehende Gewalt in den Wehrkreisen auf den Kommandierenden General. Folgende Sofortmassnahmen sind zu treffen:

- a) Besetzung aller Verkehrsanlagen, Rundfunkverstärker, Grossfunkstellen, Gas-, Elektrizitäts- und Wasswerke.
- b) Ohne Verzug ihres Amtes zu entheben und in besonders gesicherte Einzelhaft zu nehmen sind sämtliche Gauleiter, Reichsstatthalter, Minister, Oberpräsidenten, Polizeipräsidenten, sämtliche höhere SS- und Po-

lizeiführer, Gestapoleiter, die Leiter der SS-Dienststellen, die Leiter der Propaganda-Ämter und Kreisleiter. Ausnahmen befehle ich.

- c) Die Konzentrationslager sind beschleunigt zu besetzen, die Lagerkommandanten zu verhaften, die Wachmannschaften zu entwaffnen und zu kasernieren. Den politischen Häftlingen ist zu eröffnen, dass sie sich bis zu ihrer Entlassung aller Kundgebungen und Einzelaktionen zu enthalten haben.
- d) Bestehen Zweifel am Gehorsam bei Führern der Waffen-SS oder erscheinen sie ungeeignet, so sind sie in Schutzhaft zu nehmen und durch Offiziere des Heeres zu ersetzen.
- e) Für die Bearbeitung aller politischen Fragen, die sich mit Bezug auf den Ausnahmezustand ergeben, bestelle ich bei jedem Wehrkreisbefehlshaber einen politischen Beauftragten.
- f) Bei Ausübung der vollziehenden Gewalt dürfen keine Willkür- und Racheakte geduldet werden. Die Bevölkerung muss sich des Abstandes zu den willkürlichen Methoden der bisherigen Machthaber bewusst werden.

gez. Fromm, Generaloberst,
Graf Stauffenberg.»

Die Befehle wurden darauf durch General Olbricht in Verwahrung genommen.

In den Sommermonaten 1943 beschränkte sich Tresckow aber nicht auf die Ausarbeitung der Generalstabspläne für den beabsichtigten Staatsstreich, sondern befasste sich



Generalfeldmarschall von Witzleben

vor dem deutschen Volksgerichtshof. Die deutsche Wehrmacht sollte beim Umsturzversuch am 20. Juli 1944 im zu erwartenden Kampf gegen die SS seinem Kommando unterstehen. Er wurde von den Nationalsozialisten erhängt.

in dauernder Fühlungnahme mit Beck und Goerdeler mit der drängenden Frage der politischen Zielsetzung. Was sollte geschehen, wenn der Staatsstreich gelang? Die Widerstandsbewegung war von zivilen Kräften gegründet und jahrelang gespeist worden. Die Beteiligung der militärischen Kreise war erst später erfolgt. Dass diese gerade im Laufe des Krieges immer mehr in den Vordergrund traten, war eine selbstverständliche Erscheinung. Aber damit hatte die militärische Gruppe keineswegs die Führung innerhalb der Widerstandsbewegung an sich gerissen. Die zivilen Kräfte wollten mit Rücksicht auf ihre unbestreitbare Priorität das Heft nicht aus der Hand geben. Aber auch die militärischen Kräfte wünschten gerade auf Grund ihrer Erfahrung eine Herrschaft des Militärs zu vermeiden. Männer wie Beck, Witzleben, Tresckow und Stauffenberg waren zutiefst davon überzeugt, dass das Militär nichts anderes als das Instrument sein dürfe, um den Staatsstreich durchzuführen.

Freilich war uns allen klar, dass eine bewaffnete Auseinandersetzung mit der SS nicht umgangen werden konnte. Ihre Durchführung musste ausschliesslich in der Hand des Militärs liegen. War sie gelungen, so würde vorübergehend ein erheblicher Unsicherheitsfaktor im Innern Deutschlands bestehen bleiben. Diese Unruhe zu meistern, musste dem Heer vorbehalten bleiben. Es wurde daher in Aussicht genommen, in der dem Staatsstreich unmittelbar folgenden Zeitspanne mittels einer Militärdiktatur zu regieren. Ebenso einig aber waren sich alle leitenden Personen der deutschen Widerstandsbewegung, dass es darauf ankam, diese Zeit der Militärdiktatur soweit als möglich zu beschränken. Diese sollte keinesfalls

länger als ein Vierteljahr andauern. Dann sollte das Militär gänzlich in den Hintergrund treten und die Zivilgewalt die Macht im Staate in vollem Umfange übernehmen.

Alle gegen den Nationalsozialismus gerichteten politischen Kräfte sollten an der Machtausübung beteiligt werden. Zu diesem Zwecke hatte Goerdeler seit Jahren mit Vertretern der in Frage kommenden politischen Gruppen von der Rechten bis zur Linken Verhandlungen gepflogen. Es war vor allem durch seine Fühlungnahme mit dem früheren Minister Hermes und dem früheren Staatspräsidenten von Württemberg, Eugen Bolz, möglich gewesen, die vormals im Zentrum vereinigten katholischen Kräfte zur Mitarbeit zu verpflichten. Hierzu trat der frühere Führer der christlichen Gewerkschaften, Jakob Kaiser. Aber auch auf der Linken fand Goerdeler Unterstützung. So stand er in dauernder Fühlung mit Männern der Arbeiterschaft, insbesondere mit Julius Leber und Wilhelm Leuschner.

Beide waren Männer von ausserordentlicher Begabung und zählten zweifellos zu den hervorragendsten Vertretern der deutschen Arbeiterschaft. Vor der Errichtung der Nazierrschaft war Leuschner Innenminister im Lande Hessen und einer der führenden Köpfe der deutschen Gewerkschaften gewesen, während Leber jahrelang eine leitende Stellung als Zeitungsredakteur in Lübeck bekleidet hatte. Dieser hatte auf Veranlassung der Gestapo bereits vier Jahre im Gefängnis zugebracht, war aber im Mai 1937 wieder entlassen worden.

Seit vielen Jahren hatten beide Männer einen harten und

entschlossenen Kampf gegen den Nationalsozialismus geführt. Um ihre politische Aktivität zu tarnen und sich einen bescheidenen Lebensunterhalt zu sichern, war Leuschner Besitzer eines kleinen Fabrikbetriebes geworden und Julius Leber Kohlenhändler. So wie der Leuschner'sche Betrieb wurde auch Lebers winziges Bürohäuschen in Berlin-Schöneberg zum Mittelpunkt ihrer politischen Tätigkeit.

Jetzt waren beide Männer entschlossen, ihre ganze Kampfkraft und die hinter ihnen stehenden Arbeitermassen, zusammen mit den übrigen militärischen und zivilen Widerstandsgruppen Deutschlands, zum Schlag gegen Hitler einzusetzen. Sie waren sich gemeinsam mit ihren politischen Freunden darüber im Klaren, dass es ein politisches Mittel zur Beseitigung der Naziherrschaft nicht gab. Einzig in einem engen Zusammenwirken zwischen Arbeiterschaft und Wehrmacht sahen sie die Möglichkeit zum politischen Umsturz.

Viele der führenden Sozialdemokraten gehörten zu einer weiteren Gruppe, die im Laufe der Zeit stark an Einfluss gewann. Diese wurde später der «Kreisauer Kreis» genannt, nach dem in Schlesien gelegenen Gut Kreisau, das dem Berliner Rechtsanwalt Graf Helmuth von Moltke gehörte. Moltke, dessen Mutter eine in Südafrika geborene Engländerin war, ist ein hervorragender Kenner Englands gewesen, wohin er auch noch während des Krieges Beziehungen unterhielt. Er war der Kopf eines Kreises junger Menschen, die tief im Christentum verwurzelt waren und in der sozialistischen Idee die politisch tragende Idee der Zukunft sahen.

Zu Moltkes engsten Freunden gehörte Graf Peter Yorck von Wartenburg, der als Oberregierungsrat beim Reichspreiskommissar arbeitete. Moltke und Yorck sammelten seit 1940 eine grössere Zahl junger Menschen um sich, um Vorbereitungen für den Fall eines militärischen Zusammenbruchs zu treffen. Ihre Arbeit war darauf gerichtet, das geistig-politische Rüstzeug zu liefern, über das die Männer verfügen mussten, die bereit waren, die Nachfolge von Hitler zu übernehmen. Auch mit kommunistischen Widerstandskreisen hatten sie Verhandlungen aufgenommen.

Auf dem abgelegenen Gut Kreisau fanden häufig geheime Zusammenkünfte dieses Kreises statt, die dank äusserster Vorsichtsmassnahmen jahrelang der Gestapo verborgen blieben. Einen erheblichen Anteil an dem Erfolg dieser Zusammenkünfte hatte Moltkes junge Frau, die eine seiner engsten Mitarbeiterinnen war. Als Moltke später im Gefängnis in Tegel bei Berlin in den Händen der Gestapo war und seiner Hinrichtung entgegensah, gelang es ihr, sich im Hause des Gefängnispfarrers, der gleichfalls der Widerstandsbewegung angehörte, zu verstecken. Von hier aus hat sie mit ihrem Mann bis zum Tage seiner Erschiessung schriftliche Mitteilungen ausgetauscht, die der Pfarrer in seinem Rockfutter beförderte. Sie ist eine der wenigen des Kreisauer Kreises, die Hitler und sein Regime überlebt haben.

Zu diesem Kreis gehörten ferner die führenden Sozialdemokraten Adolf Reichwein, Theodor Haubach, Carl Mierendorff, Emil Henk, ausserdem Adam von Trott zu Solz, Theodor Steltzer, der protestantische Theologe Eugen Gerstenmaier und viele andere. Die meisten von

ihnen wurden nach dem missglückten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 hingerichtet.

Durch unsere Teilnahme an zahlreichen politischen Besprechungen erfuhren Tresckow und ich auch von der Tätigkeit anderer wichtiger Kräfte innerhalb der Widerstandsbewegung, unter denen Regierungsrat Hans Bernd Gisevius und Rechtsanwalt Josef Müller besonders zu nennen sind. Beide waren Männer, die unter grossem persönlichen Risiko die Verbindung mit dem Ausland aufrecht hielten. Gisevius stand in Fühlung mit amerikanischen Vertretern in der Schweiz, während Müller mit dem Vatikan enge Beziehungen unterhielt.

Gisevius war seit Jahren ein Vertrauter von Admiral Canaris, General Oster und Dr. Goerdeler und hatte sich bereits vor Kriegsausbruch im Kampf gegen den Nationalsozialismus betätigt. Im Frühjahr 1944 hatte er im Auftrag von Generaloberst Beck den amerikanischen Sonderbeauftragten in der Schweiz, A. W. Dulles, dahingehend verständigt, dass ein Versuch, Deutschland von der Nazi herrschaft zu befreien, unvnvttelbar bevorstehe.

Am Tag des Umsturzversuchs, am 20. Juli 1944, fand er sich im Reichskriegsministerium in Berlin, wo er -eine Aufgabe darin sah, die Verbindung zwischen den am Umsturz beteiligten Männern der Berliner Polizei und denen des Ersatzheeres aufrecht zu erhalten. Nach dem unglücklichen Ausgang dieses Unternehmens hielt er sich während vieler Monate in Berlin verborgen. Seine Rettung verdankt er weitgehend amerikanischen Freunden, die ihm die erforderlichen Papiere zukommen liessen, mit denen er im Januar 1945 nach der Schweiz fliehen konnte.

Es war nicht leicht, alle diese verschiedenen Kräfte unter einen Hut zu bringen. Trotz mancher Kontroversen wurde aber das Unmögliche möglich. Goerdeler, obwohl seine Person politisch umstritten war, behielt die politische Führung der Widerstandsbewegung weitgehend in der Hand. Er war zum Reichskanzler der Regierung, welche die Macht von Hitler übernehmen sollte, ausersehen. Durch seinen jahrelangen Kampf gegen den Nationalsozialismus, seinen umfassenden Geist, seinen mitreissenden Idealismus schien er für diesen Posten geeignet. Der Sozialdemokrat Leuschner sollte Vizekanzler werden, als Innenminister war der Sozialdemokrat Leber vorgesehen. Das Aussenministerium wollte man einem Fachmann übertragen, wobei man sowohl an den Botschafter von Hassell als auch an Graf von der Schulenburg, den früheren deutschen Botschafter in Russland, dachte. Der letztere sollte unmittelbar im Anschluss an den Staatsstreich, auf Grund seiner langjährigen Tätigkeit in Moskau, die Fühlung mit Stalin herstellen, während für die Fühlungnahme mit England und Amerika verschiedene geeignete Personen zur Verfügung standen. Natürlich waren die Ministerposten manchmal umstritten, die Kandidaten wechselten, aber das grundlegende Bild veränderte sich nicht.

Gegen Ende des Jahres 1943 fasste Goerdeler die Grundsätze und Ziele der von ihm angestrebten Reichsregierung in folgendem für die Weltöffentlichkeit bestimmten Aufruf zusammen:

«Die Mitglieder der Reichsregierung haben diesen Krieg

nie gewollt und niemals für notwendig gehalten. Sie erblickten in ihm das grösste Unglück, das Europa und die Welt treffen konnte. Sie betrachten es daher als ihre grösste und wichtigste Aufgabe, ihn unverzüglich durch einen wahren und dauerhaften Frieden zu beenden, der es allen Völkern, grossen wie kleinen, ermöglicht, sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen in staatlicher Unabhängigkeit und Sicherheit selbst zu regieren, miteinander die Wunden des Krieges zu heilen und den verwundeten Erdteil wieder aufzubauen.

Die Reichsregierung weiss, dass auf dem Wege zu diesem Ziele gewaltige, aus gebrochenen Verträgen und sinnlosen Gewalttaten aufgetürmte Hindernisse zu überwinden sind. Voraussetzung für jede Verständigung unter den Völkern ist die Rückkehr des Vertrauens. Nur eine von gegenseitigem Vertrauen erfüllte Welt ist fähig, einen Frieden herzustellen, der den ungeheuren, von den Völkern der Erde gebrachten Opfern würdig ist, dem Leben eine wahre und dauerhafte Grundlage zu geben, die den Namen Frieden verdient, und nach dem Unglück dieses Krieges zu vermeiden, dass ihm das noch schlimmere Unheil eines verfehlten Friedens folgt.

Die Reichsregierung ist entschlossen, ihren Beitrag zur Rückkehr des Vertrauens zu leisten. Sie wird dabei vor rücksichtslosen Massnahmen gegen alle Zerstörer dieser Grundlage jeder völkischen und zwischenstaatlichen Gemeinschaft nicht zurückschrecken.

Vertrauen beruht auf Achtung vor der Wahrheit und der Ehrfurcht vor dem Recht. Hitler hat beides, Wahrheit und Recht, gleicherweise verachtet. An die Stelle der Wahrheit setzte er die Propaganda und an die Stelle des

Rechts die Gewalt. Propaganda und Gestapo waren die Mittel seiner Herrschaftsbehauptung. Für ihn gab es nur einen letzten Wert: den Staat. Darum nannte und machte er ihn zum totalen Staat, der an die Stelle aller anderen Werte trat, alles ersetzte und alles zweckbestimmte. Der Staat stand ausser und über Recht und Sittlichkeit. Der Einzelne und die Gemeinschaften mussten sich ihm völlig unterordnen. In der neuen Formulierung ‚Recht ist, was dem Volke nützt‘ wurde der von allen Gutgesinnten verdamnte Grundsatz ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘ auf das Panier geschrieben. Die dem Germanentum und dem Christentum eigene Idee der Persönlichkeit wurde von ihm verneint. Der Mensch war nur Teil, Glied und Funktionsträger des Staates, er sollte zum kollektiven Menschen umgeprägt werden und sein Recht aufgeben, dem Staat als Person gegenüberzutreten. Dieser Anschauung des Staates entsprach die Einheitspartei; ihr zentraler Begriff war die autoritäre politische Willensbildung, die sich durch Propaganda und Gewalt durchsetzte. An die Stelle dieses Zerrbildes jeder wahren staatlichen Gemeinschaft wird die Reichsregierung den der christlichen Überlieferung des Abendlandes entsprechenden Staat setzen, der auf der Pflicht seiner Bürger und Glieder zu Treue, Opfer, Dienst und Leistung für das Gemeinwohl ebenso ruht, wie auf der Achtung vor der Person und ihren ursprünglichen Persönlichkeitsrechten.

Mit feierlichem Ernst lehnt die Reichsregierung den Gedanken des totalen Staates ab, der niemals auf die Zusammenfassung der nationalen Kräfte abzielt, der nicht bezweckt, aus der Vielfalt der gegebenen Kräfte, Strömungen und Stimmen eine höhere Einheit des Handelns zu

formen, dessen Absicht vielmehr ist, einer einzigen, ganz bestimmten Ton- und Denkart den rücksichtslosen Sieg über alle anderen Meinungen zu verschaffen und der die Ausrottung der Andersdenkenden und die Vernichtung der Minderheiten zum Ziele hat. Das Heil liegt in einer das organische Gefüge des Volkes berücksichtigenden Verfassung, die allen politischen und sozialen Elementen des Volkes ein ruhiges und friedliches Miteinander gestattet und alle die verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens, die unserer Zeit entsprechen, in die Bahn des friedlichen Wirkens lenkt, ohne dass die Kraft des Staates und seine zur Wohlfahrt des Volkes unentbehrliche Macht und Fähigkeit zu ordnen und zu verwalten, darunter leidet. Die Reichsregierung beginnt ihr Werk damit, dass sie die Staatsgewalt unter das Gesetz der Moral und des Rechtes stellt. Sie achtet die Persönlichkeit, die Familie, die religiösen Bekenntnisse, die Berufsverbände, die örtlichen Selbstverwaltungen und die freien Gewerkschaften, verlangt aber, dass sich alle dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen.

Es ist für die Reichsregierung eine Selbstverständlichkeit, dass sie dem deutschen Volk wieder die Möglichkeit gibt, sich in unverfälschter Weise über die Politik und die Handlungen seiner Regierung, die Lage des Reiches, Europas und der Welt zu unterrichten und seine Meinung in freier Weise auszudrücken.

Die Reichsregierung sagt daher der bis zur Lüge gehenden Unterdrückung und Verfälschung der Wahrheit den Kampf an. Das deutsche Volk muss durch allen Propagandanebel hindurch die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erfahren. Ohne alle Illusionen muss es die wirk-

liche Lage erkennen, damit es seine Zukunft frei von allen Wunschträumen gestalten kann. Wer die leichten Siege der beiden ersten Kriegsjahre für ein dem deutschen Volk gemachtes Geschenk der göttlichen Vorsehung gehalten hat, wird lernen müssen, in einer solchen Auffassung eine Gotteslästerung oder einen leichtfertigen Irrtum zu erkennen, den das deutsche Volk mit 2,5 Millionen Toten und 6 Millionen Heimatlosen bezahlt hat. Die Reichsregierung hat in ihrem Dienst an der Wahrheit nichts und niemanden zu scheuen und hat daher als eine ihrer ersten Massnahmen alle Strafen auf das Hören ausländischer Sender aufgehoben. Sie wird aller gegnerischen Propaganda, die nicht dem Frieden und der Versöhnung der Völker dient, zu antworten wissen.

Recht und Gerechtigkeit

Entsprechend dem Grundcharakter des totalen nationalsozialistischen Staates sind in den vergangenen zehn Jahren Recht und Rechtspflege zu einer Karikatur ihres wahren Wesens geworden. Gewissenlose Rechtsbrecher haben ihre Gewalt missbraucht, um die Gerichte unter dem albernen Schlagwort der Volksnähe zu Handlungen des Propagandastaates und zu Zutreibern der Scharfrichter zu erniedrigen. Die Gesetze müssen wieder die Grundlage alles Richtens werden und die von allen politischen und staatspolizeilichen Weisungen befreiten Richter müssen als unabsetzbare Diener der Allgemeinheit allein dem Recht und der Gerechtigkeit dienen. Konzentrationslager, Zwangsverschickungen und wie alle die schauerlichen Entartungen der öffentlichen Gewalt in den vergangenen zehn

Jahren noch genannt werden mögen, sollen ab sofort nur noch gegen ihre Urheber und diejenigen angewandt werden, die gegen die Gesetze der sittlich begründeten Gemeinschaft des deutschen Volkes verstossen.

Sitte und Sittlichkeit

Die im Nationalsozialismus Gestalt gewordene «Vergottung» jeder rohen Gewalttat, die ihm nutzen konnte, hat neben der im Kriege unvermeidlichen Auflockerung der Sitten weithin zu einem sittlichen Verfall geführt, dem die Reichsregierung mit allen Mitteln Einhalt gebieten will. Mit der Zerreissung der Familien, den leichtfertig geschlossenen Ehen und der staatlichen Prämierung der unehelichen Kinder hat es ein Ende. Nicht aus muckerischer Gesinnung, sondern einfach um der Gesundheit und Zukunft unseres Volkes willen müssen die jungen Männer und Frauen einsehen lernen, dass es glückliche Familien, dauerhafte Ehen und gesunde Kinder nur auf der Grundlage der Verantwortung vor ewig gültigen Gesetzen geben kann.

Religion und Kirche

Unbeschadet der Religionsfreiheit Einzelner bekennt sich die Reichsregierung zum Christentum als einer der Grundkräfte, die die deutsche Nation geschichtlich geformt haben.

Die Reichsregierung weiss, dass mit den Mitteln der Politik kein Weg zu den abgerissenen religiösen Überlieferungen und Ordnungen des deutschen Volkes gefunden werden kann. Sie hebt aber sofort alle staatlichen Verfolgungen

der christlichen Kirchen, die Verhaftungen, Verbannungen und Redeverbote gegen Geistliche auf. Alle Religionsgemeinschaften sollen frei von staatlicher Vormundschaft ihren göttlichen Auftrag erfüllen. Das Reich wird sie und ihre Diener schützen.

Jugend und Jugendziehung

Die Schulen aller Gattungen werden sofort von der ihrem Wesen ganz unzutraglichen Rolle befreit, dazu zu dienen, Tatsachen zu verfälschen, den Wahrheitssinn der Jugend zu beleidigen und sie Phrasen statt Wissen, Heuchelei statt edlem Mut, Kraftmeiertum statt wahren Können zu lehren.

Die oberste Erziehungsgewalt steht den Eltern zu. Die Schule hat sie dabei zu unterstützen, indem sie durch sachlich und charakterlich dazu befähigte Lehrer die Kinder anhält, das Höchstmass der ihnen verliehenen geistigen und körperlichen Kräfte zur Reife zu bringen.

Die begabten Kinder aller Schichten des Volkes sollen zu allen Schulen zugelassen werden, für die sie sich eignen. Die Reichsregierung lehnt jede ausschliessliche staatliche Jugendorganisation ab. Sie wird allen Bemühungen der religiösen Gemeinschaften, der Berufsverbände und der Vereine für Leibesübungen ihre Hilfe angedeihen lassen, die der Jugend, ihrem Gemeinschaftswillen und dem Volke dienen wollen.

Die Hochschulen sollen ihren Inhalt und ihre Würde von ihrem Auftrag empfangen, in Wahrheit und Freiheit Stätten der Forschung und der Lehre zu sein. Eine akademische Selbstverwaltung, die die Rechte und Pflichten der

Lehrer und Studenten in ihren gehörigen Grenzen festsetzt, muss die inneren Angelegenheiten der Hochschulen und der Studentenschaft ordnen.

Wirtschaft und Sozialpolitik

Solange die Waffen noch nicht ruhen, muss die heimische Wirtschaft alles in ihrer Macht stehende tun, um die Soldaten mit allem Notwendigen an Nahrung, Kleidung und Waffen zu versorgen.

Die Reichsregierung ist davon durchdrungen, dass alles Wirtschaften in dem durch den Krieg und seine Vorbereitung ungeheuer verarmten Deutschland zunächst nur den Zweck haben kann, das deutsche Volk zu ernähren, zu kleiden, ihm seine zerstörten Wohnungen aufzubauen und seinen vernichteten Hausrat wieder zu schaffen. Mit der Versorgung der Opfer dieses Krieges, der Witwen, Waisen und Kriegsbeschädigten wird dieser Zweck der vornehmste Inhalt der deutschen Sozialpolitik sein müssen.

Die Reichsregierung ist entschlossen, in diesem verarmten Deutschland die Wirtschaftspolitik so zu führen, dass die wahrhafte Gemeinschaft des Volkes, die diesen Namen durch Gemeinsinn und Nächstenliebe verdient und ihn nicht zur Tarnung der Korruption von Gewalthabern missbraucht, über die dem deutschen Volke verbliebenen Schätze des Bodens und der Naturkräfte, als der Grundlage des Lebens, für alle wacht. Die Reichsregierung wird ein von ihr vorbereitetes Grundgesetz über wirtschaftliche Reichsgerechtheiten erlassen.

Das Ausmass der nach dem Kriege wieder herzustellenen wirtschaftlichen Freiheit wird allein von dem davon zu erwartenden allgemeinen Nutzen bestimmt werden. Eine zum Selbstzweck gewordene Wirtschaftsbürokratie, die in einem endlosen Papierkrieg Arbeit und Wirtschaft verteuert und erschwert, vermindert den Ertrag und ist daher verfehlt. Wo freier Wettbewerb die Leistungen steigert, eine billigere Versorgung ermöglicht und den Käufer davor bewahrt, das ohnmächtige Schlussglied einer langen Verteilungskette zu sein, soll er sein volles Wirken entfalten.

Der jetzt nur noch als kriegswirtschaftliches Tauschorgan dienende Aussenhandel soll alsbald in den Stand gesetzt werden, den Lebensbedürfnissen des gesamten deutschen Volkes zu dienen, um ihm an Nahrung, Kleidung, Rohstoffen und Gütern zu verschaffen, was die fleissige Arbeit der deutschen Bauern und Arbeiter nicht oder nur unwirtschaftlich zu leisten vermag und die Schätze des deutschen Bodens nicht hergeben.

Eine Auflockerung des Lohn- und Preisgefüges kann erst in Angriff genommen werden, wenn unsere Versorgung sichergestellt ist und keine wirtschaftlichen Machtpositionen einseitig ausgenutzt werden können. Die Lohnentwicklung soll so weit wie irgend möglich durch freie Tarifvereinbarungen von Unternehmern und Gewerkschaften gelenkt werden, wobei das bewährte staatliche Schlichtungswesen wie in vergangenen Jahrzehnten hilfreichen Beistand zu leisten hat. Das nur zur Entmündigung des deutschen Arbeiters ausgenutzte Gesetz zum Schutze der nationalen Arbeit wird sofort geändert. Die Unternehmer, die ihre wirtschaftliche Verantwortung erniedrigt und sich

zu geistlosen Befehlsempfängern politischer Machthaber entwürdigt haben, müssen in allen Betrieben der deutschen Wirtschaft aus verantwortlichen Stellungen entfernt werden.

Die durch nationalsozialistische Misswirtschaft übrig gebliebenen Trümmer der einstmals in der Welt vorbildlichen deutschen Sozialversicherung sollen in die Selbstverwaltung der Arbeiter und Angestellten, für die sie bestimmt sind, überführt und zu einem einheitlichen Träger der gesamten Sozialversicherung zusammengefasst werden.

Öffentliche Finanzen

Die heillose Schuldenwirtschaft der öffentlichen Hand hat in den vergangenen zehn Jahren die Reichsschulden von zehn Milliarden Reichsmark auf 300 Milliarden Reichsmark anwachsen lassen; dazu kommen noch die gewaltigen durch Zerstörungen angerichteten Schäden. Damit ist uns und den kommenden Geschlechtern eine kaum zu tragende Last auferlegt, die das gesamte Volksvermögen weit übersteigt. Die Reichsregierung ist entschlossen, diese Schuldenlast ohne eine neue Inflation durch eine harte Steuerpolitik und andere Massnahmen, die der allgemeinen Verarmung des deutschen Volkes entsprechen, abzubürden, durch einen in Einnahmen und Ausgaben alsbald auszugleichenden öffentlichen Haushalt und durch öffentliche Rechnungslegung die Grundlagen dauerhaften und soliden Wirtschaftslebens wieder zu schaffen.

Das Ende des Krieges

Die Reichsregierung weiss, dass die vor ihr liegende Aufgabe, dem Leben des deutschen Volkes eine neue staatliche Form zu geben und sie mit Werken des Friedens auszufüllen, erst gelöst werden kann, wenn das von ihr heiss ersehnte Ende des Krieges erreicht ist. Bei aller Bereitschaft zum Frieden weiss die Reichsregierung auch, dass es nicht allein von ihr abhängt, wann und wie er verwirklicht werden kann. Sie wird an alle Möglichkeiten anknüpfen, die aus den Äusserungen der gegnerischen Staatsmänner über die Zukunft der Welt hervorgehen, um ihren Willen zu einem dauerhaften Frieden kundzutun, der allen Völkern den Weg öffnet, in Freiheit und gegenseitiger Achtung miteinander zu leben.»

Um unsere Pläne in die Tat umzusetzen, war es von grösster Wichtigkeit, weitere massgebende Persönlichkeiten innerhalb des Heeres für die Durchführung des Umsturzes zu gewinnen. Das Offizierskorps, einschliesslich der Generalität, bildete ebensowenig politisch eine Einheit wie die Gesamtheit der deutschen Bischöfe oder die der deutschen Universitätsprofessoren.

Es gelang, die weiteren nachgenannten hohen Offiziere für unsere Pläne zu gewinnen: General Stieff, den Chef der Organisationsabteilung beim Oberkommando des Heeres, General der Nachrichtentruppe Fellgiebel, den Generalquartiermeister General Wagner, Oberst Freiherrn von Roenne, den Chef der Abteilung Fremde Heere West, sowie General Lindemann, den Waffengeneral für die Artillerie im Oberkommando des Heeres. Alle mussten später ihre Be-



Dr. Karl Goerdeler

vormals Reichspreiskommissar und Oberbürgermeister von Leipzig. Er war zum Reichskanzler eines von Hitler befreiten Deutschlands ausersehen. Er wurde von den Nationalsozialisten erhängt.

teiligung am Staatsstreich gegen Hitler mit dem Leben bezahlen.

Auch zur Luftwaffe streckte Tresckow seine Fühler aus. Ebenso erneuerte er seine Bemühungen, wenigstens zwei Feldmarschälle, die an der Front befehligten, für den Staatsstreich zu gewinnen, um so das Zusammenspiel zwischen Heimatheer und Frontheer zu fördern. Während der Abwesenheit Tresckows im Sommer 1943 war es Kleist und Gersdorff nicht geglückt, Generalfeldmarschall von Kluge bei der Stange zu halten. Dieser war wieder schwankend geworden. Aber schliesslich raffte sich Kluge doch zu einer Reise nach Berlin auf. Tresckows Einfluss auf ihn machte sich schnell wieder geltend. Es kam zu einer bedeutsamen Aussprache zwischen Kluge, Beck, Olbricht, Goerdeler und Tresckow. Sie ergab Einmütigkeit, sodass man glauben konnte, das Zusammenspiel zwischen Heimat- und Frontheer werde gelingen.

Auch um Generalfeldmarschall von Manstein bemühte sich Tresckow erneut. Er war von früher her mit Manstein gut bekannt, hielt ihn für einen begabten Kopf und glaubte, dass er der guten Sache auch einen guten Dienst leisten werde. Um Manstein in unserm Sinne zu beeinflussen, war sein erster Generalstabsoffizier Oberst Schultze-Büttger tätig. Auch dieser stammte aus dem Stabe der Heeresgruppe Mitte. Vorher war er Adjutant bei Generaloberst Beck gewesen, dessen nazifeindliche politische Sinnesart er sich zu eigen gemacht hatte. Aber Manstein wog immer wieder die Chancen der gegenseitig-

gen Kräfte im Krieg ab und blieb im Stadium der Erwägung stecken.

Tresckow liess nicht locker. Bei einer Besprechung war Manstein durch die Art, wie Tresckow die Lage schilderte und ihm seine Verantwortung vor der Geschichte vor Augen führte, so beeindruckt, dass er am ganzen Körper zitterte. Aber zu einem vorbehaltlosen «Ja» konnte er sich nicht aufraffen. Tresckow hatte tauben Ohren gepredigt.

Schliesslich bekam Manstein Angst vor dem Einfluss Tresckows. Als das Personalamt um die Jahreswende 1943/44 Manstein einen Wechsel in der Person des Chefs des Stabes der von Manstein geführten Heeresgruppe vorschlug und Tresckow als Nachfolger nannte, lehnte Manstein scharf ab. Hierüber war der Chef des Personalamtes, General Schmudt, einer der engsten Mitarbeiter Hitlers, verwundert und fragte nach der Begründung. Manstein erklärte: «Tresckow ist ein vorzüglicher Generalstäbler, ist aber zum Nationalsozialismus negativ eingestellt.»

Durch dieses Urteil, das Schmudt später Tresckow selbst erzählte, war nicht nur Tresckows militärische Karriere beendet, sondern es wurde dadurch auch verhindert, dass er in eine bedeutende militärische Machtstellung einrückte, die es ihm ermöglicht hätte, im entscheidenden Augenblick selbst militärische Kräfte gegen Hitler zu führen.

Unter den Generalen, an die man herangetreten war, befand sich auch Generaloberst Guderian. Die Verhandlungen mit ihm wurden von Goerdeler und Tresckow geführt. Als sich herausstellte, dass Guderian nur mitmachen

würde, wenn der Erfolg garantiert sei, und man andernfalls mit einem Verrat durch ihn rechnen musste, begab sich einer unserer Mitverschworenen, General von Rabenau, zu Guderian und sagte ihm: «Ich warne Sie, uns anzugeben. Sie haben sich schon zu weit in Verhandlungen mit uns eingelassen. Vergessen Sie nicht, dass im Dritten Reich nicht nur derjenige bestraft wird, der ein Feuer angezündet hat, sondern auch derjenige, der als erster das Ausbrechen des Brandes meldet.» Als Guderian am Abend des 20. Juli nach Misslingen des Staatsstreiches zum Chef des Generalstabes des Heeres ernannt wurde, war es allen Eingeweihten klar, wie sich Guderian diesen Posten erschlichen hatte. Dagegen erklärten sich zwei Generale bereit auf unserer Seite mitzumachen, General von Stülpnagel, der Oberbefehlshaber in Frankreich, und General von Falkenhausen, der Oberbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich.

DAS ATTENTAT VOM 20. JULI 1944

Nunmehr schien alles für den Staatsstreich bereit. Über die politischen Ziele war Einigkeit erreicht worden. Die Besetzung Berlins und anderer wichtiger Städte war militärisch vorbereitet unter Mitwirkung der führenden Offiziere des Ersatzheeres. Vom Frontheer war Generalfeldmarschall von Kluge gewonnen. Im Westen war durch die Einbeziehung der Generale von Stülpnagel und von Falkenhausen ein bedeutender Sicherheitsfaktor geschaffen worden. Alles kam entscheidend auf die «Initialzündung» an, auf das Moment, das den Umsturz auslösen sollte.

Dieses konnte nach all unseren Erfahrungen in nichts anderem bestehen als in der Wiederholung eines gegen Hitler gerichteten Attentates. Hierzu gehörten zwei Dinge: ein Attentäter und Sprengstoff. Letzterer wurde uns durch den Oberst Freiherrn von Freytagh-Loringhoven geliefert, der damals unter Admiral Canaris in der Abwehrabteilung sass und, wenn auch unter Schwierigkeiten, sich englischen Sprengstoff verschaffen konnte. Der erste von ihm gelieferte Sprengstoff hatte ein eigentümliches Schicksal. Er sollte zum Oberkommando des Heeres nach Ostpreussen gebracht und dort aufbewahrt werden. Dies hatte General Stieff übernommen. Seine Mitarbeiter ver-

bargen den Sprengstoff im Bereich des Hauptquartiers unter einem Holzturm. Durch eine unbekannte Ursache entzündete sich der Sprengstoff selbst und flog in die Luft.

Dieser unglückliche Vorfall erregte die Aufmerksamkeit verschiedener Sicherheitsorgane. Es fand eine Untersuchung statt. Mit ihr wurde Oberstleutnant Schrader beauftragt, der Mitglied unseres Kreises war und mit viel Geschick die Untersuchung im Sande verlaufen liess.

Zur Ausführung des Attentates war es notwendig, den Attentäter ins Hauptquartier Hitlers zu bringen. Dadurch wurde von vornherein die Auswahl der in Frage kommenden Männer auf einen äusserst kleinen Kreis beschränkt, weil die grosse Mehrzahl der Mitverschworenen zum Hauptquartier keinen Zutritt hatte oder nur schwer unter einem Vorwand dorthin gebracht werden konnte. Um Vorfragen nach den Möglichkeiten im Hauptquartier Hitlers zu klären, flog ich zweimal dorthin und besprach das Erforderliche mit dem ortskundigen Oberstleutnant Dietrich von Bose.

Durch diesen bekam ich einen genauen Abriss über den Tageslauf Hitlers. Erst um zehn Uhr morgens liess sich Hitler durch einen Diener wecken. Gleichzeitig wurde mittels eines Aufzuges das Frühstück in sein Schlafzimmer befördert. Ausserdem wurden ihm die durch Ribbentrop ausgewählten Auszüge aus den ausländischen Zeitungen vorgelegt. Da Hitler keine fremde Sprache kannte, musste man alles ins Deutsche übersetzen. Alle Schriftstücke, die ihm unterbreitet wurden, waren auf einer

Schreibmaschine geschrieben, die besonders grosse Buchstaben hatte. Hitler war kurzsichtig. Es musste alles so gross geschrieben sein, dass er es ohne Brille lesen konnte. Denn niemand sollte an der Art, wie er das Schriftstück hielt, erkennen, dass er eine Augenschwäche habe. Zur Betrachtung von Landkarten benützte er eine Lupe oder eine Brille. Es war streng verboten, ihn mit Brille zu photographieren. Hitler glaubte, ein Diktator mit Brille müsse an Autorität verlieren.

Um elf Uhr empfing er seinen Chefadjutant. Dieser hatte ihm im Wesentlichen Personalfragen vorzutragen. Mittags um zwölf Uhr begann die «Lagebesprechung», in der die Chefs der Generalstäbe der Wehrmacht und des Heeres über die Lage berichteten. Andere Offiziere wurden je nach Bedarf zugezogen. Hier entschied Hitler die militärischen Fragen persönlich. Um zwei Uhr nachmittags begann das Mittagessen, das sich infolge seiner an die Tischgesellschaft gerichteten Monologe bis vier Uhr hinzog. Dann legte sich Hitler zum Nachmittagschlaf nieder, von dem er sich zwischen sechs und sieben Uhr erhob. Im Anschluss daran erteilte er Audienzen repräsentativen Charakters. Das Abendessen begann um acht Uhr und dauerte bis zehn Uhr. Danach versammelte er einen bestimmten von ihm selbst ausgewählten Kreis von Menschen um sich, um mit diesen bis vier Uhr morgens zu sprechen, wobei er meistens das Gespräch allein führte. In diesen Nachtstunden entwickelte er im Kreise seiner Getreuen seine «völkerbeglückenden» Ideen. Um vier Uhr morgens legte er sich dann schlafen. An den nächtlichen Gesprächen nahmen seine beiden Sekretärinnen teil, während er seine Freundinnen, deren er mehrere hatte, nicht

mit ins Hauptquartier nahm, sondern sie auf dem Ober*salzberg wohnen liess. An dem Tagesverlauf wurde nur in ganz dringenden Fällen etwas geändert. Während seiner Schlafzeit durfte er unter keinen Umständen geweckt werden.

Gelegenheit zu einem Attentat hatte nur derjenige, dem es gelang, sich eine Einladung in den abendlichen Kreis zu beschaffen, oder der Zutritt zur täglichen Lagebesprechung erhielt. Nur wer selbst eine Pistole getragen und benützt hat, weiss, wie schwierig es ist, einen andern Menschen aus dem Handgelenk zu erschiessen, selbst dann, wenn keine Schutzmassnahmen getroffen sind. Auch der Jäger ist vom Jagdfieber erfasst, wenn sich das ersehnte Wild dem Bereich seiner Schusswaffe nähert. Um wieviel grösser ist die innere Erregung, wenn man nach Überwindung tausendfacher Schwierigkeiten, mit Einsatz des eigenen Lebens in der unübersehbaren Gefahr des Misslingens zur Waffe greift, um eine Tat auszuführen, von deren Gelingen oder Misslingen das Schicksal von Millionen abhängt...

Bei der Prüfung, wer sich ein solches Attentat überhaupt zutraue, stellte sich heraus, dass auch solche, die ihre Tapferkeit im Kriege mehrfach bewiesen hatten, offen zugaben, dass sie nicht glaubten, einer solchen Handlung gewachsen zu sein. So lehnte beispielsweise der dreissigjährige Oberstleutnant Freiherr von Boeselager, der wegen Tapferkeit mit Ritterkreuz, Eichenlaub und Schwertern ausgezeichnet worden war, mit dem Hinweis ab, er könne so etwas nicht, traue sich aber zu, mit dem von ihm ge-

führten Regiment das Hauptquartier Hitlers zu nehmen. Nun lag aber das Regiment Boeselagers in Russland. Seine Verlegung nach Ostpreussen, die von uns betrieben wurde, liess sich nicht durchsetzen. Ein anderer, Oberleutnant von Haeften, der Ordonnanzoffizier Stauffenbergs, glaubte auf Grund christlicher Überzeugung es nicht verantworten zu können, durch ein von ihm ausgeführtes Attentat vielleicht auch Menschen aus der Umgebung Hitlers zu töten. Ein junger Hauptmann, der alle solche Bedenken in sich niedergerungen hatte, wurde schwer verwundet, kam auf lange Zeit ins Lazarett und schied so aus der Reihe der in Frage kommenden Attentäter aus. Schliesslich erbot sich General Stieff mit seinen beiden Gehilfen, Major Kuhn und Oberleutnant von Hagen, das Attentat auszuführen. Nach einigem Überlegen schien es aber Stieff unmöglich, den Sprengstoff mit in das Besprechungszimmer zu nehmen.

Stieff einigte sich nach einer Besprechung mit General Wagner auf folgenden Plan: man ging damals mit dem Gedanken um, eine neue Uniform einzuführen. Diese Uniform sollte Hitler vorgeführt werden. Bei dieser Gelegenheit sollte durch einen Offizier, der sich selbst opfern wollte, das Sprengstoff-Attentat erfolgen. Auch in diesem Fall war die Verwendung einer englischen Sprengbombe vorgesehen. Der Offizier, welcher die Uniform vorführte, beabsichtigte, die Bombe an seinem Körper zu tragen, dort die Zündung zu betätigen, unmittelbar darauf auf Hitler loszuspringen, ihn zu umarmen und sich gemeinsam mit Hitler in die Luft zu sprengen.

Die Vorführung der Uniform wurde mehrfach angesetzt.

Immer wieder sagte Hitler ab, als ob er das Attentat gehnt hätte. Als die Vorführung in Zossen bei Berlin für den November 1943 erneut in Aussicht genommen war und gleichzeitig alle Vorbereitungen für das Attentat getroffen waren, auch die begründete Aussicht bestand, Hitler werde diesmal erscheinen, vernichtete am Tage vorher ein Bombenangriff alle Vorkehrungen, sodass die Vorführung der Uniformen unterbleiben musste.

Auch Tresckow erklärte sich zu einem neuen Versuch bereit. Sein Vorhaben war aber an die Voraussetzung geknüpft, dass es ihm gelänge, irgendwo mit Hitler zusammenzutreffen. Hierzu wäre es notwendig gewesen, Tresckow in eine Position zu bringen, von der aus er zu Hitler hätte gelangen können, ohne dass dies aufgefallen wäre. Als Chef des Stabes der Heeresgruppe Manstein wäre ihm so etwas möglich gewesen. Aber durch Mansteins Weigerung, Tresckow in seinen Stab aufzunehmen, war dies verhindert worden.

Tresckow versuchte nunmehr auf zwei anderen Wegen, in eine solche Position zu gelangen. Er bemühte sich, General Schmudt zu überzeugen, es müsse unter ihm, Schmudt, eine neue Stelle geschaffen werden, die damit beauftragt sei, psychologisch-politische Erfahrungen im Fronttheer unmittelbar nach oben zu leiten und auszuwerten. Schmudt interessierte sich zwar für den Plan, fasste dann aber wohl Verdacht gegen Tresckow, zumal er ja durch Manstein über Tresckows wahre Gesinnung aufgeklärt war. Später ergab sich noch eine weitere Möglichkeit, als General Heusinger, der als Chef der Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres Gelegenheit

hatte, bei den Lagebesprechungen mit Hitler zusammenzutreffen, einen längeren Urlaub antrat und einen Stellvertreter benötigte. Auf vielfache Weise wurde versucht, Tresckow in diese Position zu bringen. Der Versuch scheiterte schliesslich an Heusinger selbst. Dieser war ein Nichtnazi und wurde in der Annahme, er sei im Laufe der Jahre ein Antinazi geworden, in grossen Zügen mit den Absichten der Widerstandsbewegung bekannt gemacht. Aber er blieb unentschlossen.

Im Winter des Jahres 1944 machte Tresckow noch einmal einen Versuch, Heusinger umzustimmen. Wir lagen damals in einem kleinen Ort in den Pripjetsümpfen. Damals schrieb Tresckow einen Brief an Heusinger, in dem er ihn beschwor, ihn zu seinem Stellvertreter für die Dauer seines Urlaubs vorzuschlagen. Gleichzeitig schrieb Tresckow an Stieff, bei dem die Bombe und die dazu gehörenden Zünder lagen, einen zweiten Brief, in dem er auseinandersetzte, was besonders zu beachten sei, um jeden Fehler bei der Entzündung der Bombe auszuschliessen.

Ich flog damals mit diesen beiden Briefen in einem sogenannten «Storch» nach Minsk, erreichte dort den Anschluss an das Kurierflugzeug und flog weiter zum Oberkommando des Heeres. Als ich Heusinger den Brief übergab, las er ihn sofort, zuckte nicht mit der Wimper und sagte nur: «Es bedarf keiner Antwort». Ich hatte keinen Zweifel, dass Heusinger die Absicht durchschaute und durch die Nichtbeantwortung seine Ablehnung zu verbergen suchte. Von Heusinger ging ich zu Stieff, der mich mit seiner gewohnten Nonchalance und Lustigkeit empfing, den Brief Tresckows aufriss, ihn überflog, in ein

zustimmendes Lachen ausbrach und dann das Schreiben vernichtete.

An die Person Stauffenbergs als Attentäter wurde damals noch nicht gedacht. Die Tatsache, dass er ein Auge, die rechte Hand und zwei Finger der linken Hand verloren hatte, sowie die Erwägung, dass er am Tage des Umsturzes in Berlin an entscheidender Stelle unentbehrlich sei, liessen ihn für die Rolle des Attentäters nicht geeignet erscheinen.

So kamen wir zu einem anderen Entschluss. Es sollte nochmals versucht werden, Hitler zu einem Besuch bei der Heeresgruppe Mitte zu veranlassen. Dann wollten mehrere von uns, und zwar Oberst von Kleist, Hauptmann Eggert, Oberstleutnant von Voss, Major von Oertzen, Rittmeister von Breitenbuch, Oberleutnant von Boddien und ich mit der Pistole, also ohne Sprengstoff, durch ein Gemeinschaftsattentat dem Leben Hitlers ein Ende machen. Wir rechneten zwar damit, dass nicht alle Schüsse treffen würden, glaubten aber, dass auch die Hälfte der auf ihn abgefeuerten Geschosse genügen werde. Die Tatsache, dass wir mehrere waren, sollte es uns psychologisch erleichtern, die Last zu tragen, die jeden Menschen bedrückt, wenn er vor einer solchen Tat steht. Wir trafen alle Vorbereitungen sowohl in Smolensk als auch später in Orscha und wiederum etwas später in Minsk. Aber Hitler liess sich durch nichts und niemanden zu einer Wiederholung seines Besuches bei der Heeresgruppe Mitte bewegen.

Während die Ausführung dieser Pläne vorbereitet wurde, erlitt Kluge auf der Fahrt von Orscha nach Minsk einen

schweren Autounfall und schied für viele Monate aus. Damit war ein wesentliches Moment aus dem Zusammenspiel zwischen Heimat- und Fronttheer weggefallen. Nachfolger im Oberbefehl der Heeresgruppe Mitte wurde Generalfeldmarschall Busch, ein Mann, der weder militärisch seiner Aufgabe gewachsen war, noch politisch jenen Grad von innerer Selbständigkeit besass, über den sonst ein denkender Mensch zu verfügen pflegt. Er war Hitler hörig. Seine Einstellung änderte jedoch an dem Entschluss unseres Kreises im Oberkommando der Heeresgruppe Mitte nichts, Hitler bei einem Besuch zu erschiessen.

Busch wird am besten durch folgende Geschichte charakterisiert:

Eines Tages erzählte er, er sei früher Mitglied des Volksgerichtshofes gewesen. Da er von juristischen Dingen nichts verstehe, habe er sich vorgenommen, alle Angeklagten zum Tode zu verurteilen. Das habe er auch dann durchgeführt, wenn die gelehrten Richter anderer Meinung gewesen seien. Im Anschluss hieran kamen wir auf einen ausserordentlichen Befehl Hitlers zu sprechen. Dieser hatte angeordnet, dass alle Fallschirmabspringer, Engländer und Amerikaner, ohne Rücksicht darauf, ob sie Zivil oder Uniform trügen, sofort zu erschiessen seien. Busch verstieg sich dazu, diesen Befehl richtig zu finden. Der hohe militärische Rang von Busch hinderte mich nicht, seiner Auffassung auf das Entschiedenste zu widersprechen. Busch gab ruhig zu, dass dieser Befehl gegen das Völkerrecht verstosse, zumal angeordnet worden war, der Befehl dürfe nur mündlich weitergegeben werden, während die an die Heeresgruppe gerichteten schriftlichen Exemplare sofort zu vernichten seien.

Wieder trat ein schweres Hindernis für uns ein, als Generaloberst Beck krank wurde und sich einer Operation unterziehen musste. In dieser Zeit war ich wieder einmal in Berlin, um mit Stauffenberg und Olbricht die Lage zu besprechen. Hierbei sagte mir Olbricht Folgendes: «Ich habe Ihnen eine Hiobsbotschaft mitzuteilen, wie sie uns während des ganzen Krieges noch nie getroffen hat. Vor kurzem ist Admiral Canaris bei mir gewesen. Er hat mir von einer seiner letzten Unterredungen mit Himmler erzählt. Dieser hat Canaris ins Gesicht gesagt, er wisse wohl, dass es namhafte Kreise im Heere gebe, die mit Umsturzplänen spielten. Aber es werde nicht so weit kommen. Er werde vorher zugreifen. Er habe sich die Sache nur so lange angesehen, um herauszubekommen, wer denn eigentlich dahinterstecke. Nun wisse er es. Und er werde Leuten wie Beck und Goerdeler rechtzeitig das Handwerk legen.» Olbricht war von dieser Erzählung des Admirals Canaris tief bestürzt. Er befürchtete einen unmittelbar bevorstehenden Zugriff Himmlers. Wir konnten nichts anderes tun, als unsere Nerven behalten und unsere Bemühungen verdoppeln.

Inzwischen war die militärische Lage des Dritten Reiches an einem Tiefpunkt angelangt. Vor allem war es die Lage im Osten, die mit jedem Tage unhaltbarer wurde. Dies war wesentlich auf Hitler persönlich zurückzuführen. Nachdem Brauchitsch im November 1941 in der Versenkung verschwunden war, hatte Hitler selbst die Zügel der militärischen Führung ergriffen. Um diese Zügel nicht wieder zu verlieren, hatte er zwei Befehle erlassen, die eine von ihm nicht vorausgesehene Wirkung hatten. Durch

Friedrich den Grossen war die sogenannte Auftragstaktik eingeführt worden, d.h. der Vorgesetzte bezeichnete in seinen Befehlen an die Untergebenen lediglich das taktische Ziel, sodass der Untergebene die Freiheit hatte, denjenigen taktischen Weg zu dem befohlenen Ziel zu gehen, den er für richtig hielt. Dieses Moment der Freiheit schaltete Hitler aus, indem er anordnete, dass der Vorgesetzte dem Untergebenen auch den taktischen Weg zu dem befohlenen Ziel vorzuschreiben habe. Weiter ordnete er an, es dürfe an der gesamten Ostfront von keinem Offizier ein Rückzugsbefehl gegeben werden, ohne dass er, Hitler, diesen Befehl vorher persönlich gebilligt habe.

Durch beide Befehle wurde die bisherige Freiheit der militärischen Führer so stark eingeschränkt, dass jede Taktik auf hörte und das Eingeschlossenwerden durch den Feind zum Gipfelpunkt aller militärischen Weisheit erhoben schien. Hitler weigerte sich beharrlich, die immer wiederholten Vorschläge der Feldmarschälle, die übermässig ausgedehnte Ostfront zurückzunehmen und einen Ostwall bauen zu lassen, anzunehmen. Durch seinen Befehl, die Stellungen unter allen Umständen zu halten, schuf er eine der Voraussetzungen für die grossen Erfolge der Russen.

Die von Churchill offen angekündigte Invasion stand mit dem Beginn des Jahres 1944 bevor. Wir waren uns darüber klar, dass, wenn unsere Pläne einen unmittelbaren politischen Zweck haben sollten, sie vor der Invasion zustande kommen mussten. Aber ein unglücklicher Zufall folgte dem andern. Als in unserer Not einer unserer Mitkämpfer erklärte, er werde versuchen, bei einem in Aus-

sicht genommenen Besuch des Feldmarschalls Busch bei Hitler mitgenommen zu werden, um die Tat auf eigene Faust mit der Pistole in der Hand zu begehen, redeten auch diejenigen unter uns ihm zu, die in diesem tollkühnen Versuch nur eine geringe Chance sahen. Es gelang ihm auch, mit in den Saal zu kommen, in dem die Besprechungen damals auf dem Obersalzberg stattfanden. Aber es war zu schwierig, auch nur in die Tasche zu greifen, um die Pistole herauszuholen. Denn Hitler empfing schon seit langem niemanden mehr, ohne dass nicht einige baumlange SS-Männer im Zimmer waren, deren Verhalten keinen Zweifel darüber zuließ, dass sie sich bei der ersten verdächtigen Bewegung auf den Besucher stürzen würden.

So erlebten wir eine Enttäuschung nach der anderen, bis am 6. Juni 1944 die Invasion begann. Wenige Tage nach Beginn der Invasion rief der damalige Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitzler, alle Armeeführer der Ostfront nach Ostpreussen ins Hauptquartier. Bei dieser Gelegenheit nahm mich Tresckow von der Ostfront nach Ostpreussen mit. Wir trafen uns mit unserem Vertrauensmann, dem Grafen Lehndorff, auf seinem Gut Steinort.

Steinort ist eines der schönsten und ältesten Schlösser Ostpreussens. Hier hatte Ribbentrop sein Hauptquartier aufgeschlagen, um stets in der Nähe Hitlers zu sein. Natürlich war für Ribbentrop das Schloss nicht grossartig genug. Er liess es im Innern umbauen. So wurde im Erdgeschoss ein Kino eingebaut, in dem er sich abends Filme

vorführen liess. Er bezeichnete Steinort als sein «Hauptquartier im Felde», sodass sogar seine Küchenmädchen eine Feldpostadresse hatten. Hier lebte er in dulci jubilo. Die schönsten Blumen und seltensten Leckerbissen, die auch dem verwöhntesten Deutschen seit Jahren fremd waren, wurden mit dem Flugzeug trotz aller Brennstoffknappheit von Kopenhagen und anderen Orten herbeigeht. Denn nichts war ihm gut und teuer genug.

Lehndorff war gerade von Stauffenberg gekommen mit dem Auftrag, an Tresckow die Frage zu richten, ob es jetzt, nach der Invasion, noch einen Sinn habe, an unserem Plan festzuhalten, da ein praktischer politischer Zweck nicht mehr ersichtlich sei. Wir überlegten und kamen zu dem Beschluss, den Tresckow in folgende Worte kleidete:

«Das Attentat auf Hitler muss erfolgen, um jeden Preis. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem der Staatsstreich versucht werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.»

Tresckow bat Lehndorff, diese Antwort sofort Stauffenberg zu überbringen. Er fügte hinzu, Stauffenberg solle selber nach Frankreich zu General Speidel, dem Chef des Stabes des Generalfeldmarschalls Rommel, fahren, welcher der Widerstandsbewegung nahe stand, und ihm Vorschlägen, dafür zu sorgen, dass durch falsche Befehlserteilung ein Loch in der Westfront aufgerissen werde, um einen Durchbruch der Alliierten zu ermöglichen.

Unser Besuch in Ostpreussen war noch von einem anderen Gesichtspunkt aus wichtig. General Heusinger, der Chef der Operationsabteilung geblieben war, legte vor den versammelten Armeechefs der deutschen Ostfront die Lage dar. Hierbei stellte er fest, man rechne im Westen mit Sicherheit damit, die Engländer und Amerikaner auf der Halbinsel Cotentin festhalten zu können. An einen Durchbruch in die Ebene sei nicht zu denken. Diese Meinung gründete sich auf die irrige Ansicht, dass die Invasion nur durch einen Zufall geglückt sei. Was damit gemeint war, erfuhr ich durch Tresckow, der es von General Schmundt, dem Chefadjutanten Hitlers, erfahren hatte.

Als in der Frühe vom 6. Juni die Invasion einsetzte, war man auf deutscher Seite überrascht. Man hatte sie zu diesem Zeitpunkt nicht erwartet. Rommel war damals, trotz der von Hitler verhängten Urlaubssperre, heimlich nach Ulm geflogen, um den Geburtstag seiner Frau zu feiern. Der Chef des Stabes von Rommel musste also versuchen, ihn telephonisch zu erreichen, um ihn von dem Geschehenen zu unterrichten. Gleichzeitig ging die Meldung auf dem üblichen Dienstweg zum Oberkommando der Wehrmacht. Der dortige Ordonnanzoffizier wagte im Hinblick auf die frühe Stunde nicht, General Jodi zu wecken, sodass dieser erst um neun Uhr vormittags von der Invasion Kenntnis erhielt. Jodi wiederum wartete eine weitere Stunde, bis er die Meldung an Keitel weitergab. Beide hielten sich an den Befehl gebunden, den schlafenden Hitler nicht zu wecken, und unternahmen nichts. Erst beim Miltagsvortrag erfuhr Hitler von der Invasion.

Die Angst, Hitlers Schlaf zu stören, war folgenscher.

Denn hinter dem Atlantikwall stand ein Panzerkorps, dessen Aufgabe es war, den etwa gelandeten Feind anzugreifen und zu vernichten. Den Einsatz dieses Panzerkorps hatte sich Hitler persönlich vorbehalten. Weder Rommel noch Rundstedt durften dem Panzerkorps einen Befehl erteilen. Als Hitler den Einsatzbefehl schliesslich ausgab, war es bereits mittags zwei Uhr, sodass wertvolle Stunden verstrichen waren. In der Zwischenzeit aber war der Kopf des Panzerkorps durch einen amerikanischen Luftangriff zum grössten Teil ausgeschaltet worden, sodass der Gegenangriff zu spät und ohne Elan erfolgte. Kurzum, der ungestörte Schlaf Hitlers hatte die Invasion begünstigt.

Über die Lage im Osten gab Heusinger ein eigenartiges Bild. Die schlechte Erdaufklärung und die infolge der verringerten Flugzeugproduktion verminderte Luftaufklärung hatten nicht vermocht, ein klares Bild über die Pläne der Russen zu schaffen. Heusinger gab zu, dass ein Angriff der Russen nicht ausgeschlossen sei, meinte aber, sie würden keine grosse Offensive unternehmen. Tresckow vertrat die Ansicht, die Russen hätten ihre Stossarmeen weit zurückgelassen, sodass sie durch die Luftaufklärung nicht mehr erfasst würden. Er wurde nicht gehört. Ferner war er der Meinung, die Russen würden den sich vorwölbenden Bauch der Heeresgruppe Mitte an mehreren Stellen angreifen, die nur noch dünnen deutschen Linien durchbrechen und ihre Stossarmeen in die Lücken hineinschieben, um alsdann die gesamte Front der Heeresgruppe Mitte aufzurollen. Er fand auch damit keinen Glauben. Als kurz darauf, am 22. Juni 1944, die

Russen angriffen, dauerte es nur drei Wochen, bis sie siebenundzwanzig deutsche Divisionen vernichtet hatten. Die Lage im Osten war unhaltbar geworden.

In dieser Situation glaubte es Tresckow nicht verantworten zu können, länger tatenlos zuzusehen. Er schickte Ende Juni Oberstleutnant Freiherr von Boeselager zu Kluge, der inzwischen Oberbefehlshaber im Westen geworden war, mit dem Auftrag, unter Darlegung der Lage im Osten, Kluge zu beschwören, die Front im Westen zu öffnen und nicht gegen Engländer und Amerikaner, sondern gegen Hitler zu kämpfen. Auf jeden Fall solle er Tresckow oder mich zu sich abkommandieren lassen. Hierdurch wollten wir unsern Einfluss auf Kluge verstärken.

In der zweiten Juliwoche kam Boeselager mit Kluges Antwort zurück, er brauche keine Linien mehr aufzureissen. Denn es sei nur eine Frage kurzer Zeit, bis es den Engländern und Amerikanern gelingen werde, den Durchbruch zu erzielen. Er selber sei zwar Oberbefehlshaber West, sei aber seines Stabes in keiner Weise sicher und fühle sich so eingeengt, dass er von sich aus nichts in unserem Sinne unternehmen könne. Er könne im Augenblick auch nicht veranlassen, dass Tresckow oder ich zu ihm abkommandiert würden.

Kurz darauf traf Lehndorff bei uns an der Ostfront ein. Er brachte uns die Nachricht, dass Halem und Mumm am 16. Juni 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt worden waren. Halem wurde am 20. Oktober 1944 und Mumm am 20. April 1945 hingerichtet. Ein Beispiel, in

welcher Haltung diese Männer in den Tod gingen, mögen zwei Abschiedsbriefe von Nikolaus von Halem bezeugen. Zwei Tage vor der Hauptverhandlung schrieb er an seine Mutter:

«Liebste, Arme, dass Du diesen Schmerz erleben musst! Jetzt kommt der Herbst, möge er Dir nicht das Herz brechen. Ich schreibe dies zwei Tage vor der Verhandlung, auf alles gefasst und in grosser innerer Ruhe. Wie tröstlich ist die Aussicht, dass meine Leiden bald zu Ende sein werden. Nur dass die Euren dann erst wahrhaft beginnen und fort dauern, bedrückt und quält mich.

Glaube mir, was die Frage des Todes angeht, bin ich im Besitz aller der Vorteile, die die Stoiker ihrer Lehre zuschreiben, wenn ich mich ihnen auch nur in der Form des Denkens nah, in seinem Inhalt dagegen weltenfern fühle. Wir alle sind ja, ob wir es wissen oder nicht, von der geistigen Essenz zwanzig christlicher Jahrhunderte ganz durchtränkt. Eben jetzt scheint mir eine Periode zu beginnen, in der auch die scheinbar unchristlichen Gedanken der europäischen Denker, z. B. Kant, Schopenhauer, Nietzsche, diesen gemeinsamen Hintergrund sichtbar werden lassen.

Mit Recht fürchten wir alle – erspare mir hier die Antwort auf das Warum – den Tod, vor allem deshalb, weil er uns unverhofft zu überkommen pflegt. Das Sterben eines Greises von achtzig Jahren ist nur deshalb von so milder Traurigkeit, weil der Zeitpunkt dem Weltenplan entspricht, also fest voraussehbar ist. Mit Recht legt deshalb auch die katholische Kirche so grossen Wert auf die Vorbereitung des Sterbenden, wobei die äusseren Vor-

gange und Zeremonien nur eine Verlockung für den Geist darstellen, sich mit Ernst dem bevorstehenden Ende zuzuwenden und sich in dieser Stimmung zu versammeln. Wer vorbereitet ist, braucht den Tod nicht zu fürchten. Ich schäme mich fast, dabei an das Mysterium der Gnade zu rühren, in dem das hohe und heilige Mysterium des Todes gewissermassen den Vorhof bildet. Ein Schritt – und wir sind hindurch.

Ich weiss, dass die üblichen Tröstungen, insbesondere die der Kirche, nicht den Weg zu der Tiefe Deines Herzens finden und ich müsste nicht Dein Sohn sein, wenn ich nicht auch andere, eigene Wege hätte gehen müssen. Aber da es Dir als Kulturwesen ja auch verschlossen ist, Dich durch Klagen, Schreie und Zerreißen Deiner Kleider von Deinem Schmerz zu befreien, versuche es nur wieder und wieder, Dich mit der ganzen Schärfe Deines Geistes in die Frage nach dem Sinn und Wesen des Lebens zu vertiefen. Kleopatra sagt zu Antonius:

,o ungeheurer Mut! Kommst du so lächelnd
Und frei vom grossen Stolz der Welt!'

Nur einer Frau kann diese Freiheit als Frucht des Mutes erscheinen. Aber Du kannst, was nur wenige Deines Geschlechtes können, die Festigkeit dieser inneren Freiheit von der Welt und damit auch vom Tode Deines Sohnes erwerben, sodass auch Du so frei lächeln kannst, wie ich es auf meinem letzten Wege tun werde.

Lies – und denke dabei an mich – den zweiten Band der ‚Welt als Wille und Vorstellung‘. Den zweiten wohl-gemerkt, wenigstens zuerst, ganz gegen Deine Gepflogenheiten. Lies darin herum und lass Dich nicht davon einschüchtern, dass Schopenhauer immer wieder mit grim-

mer Strenge fordert, man müsse alles, was er geschrieben hat, lesen. Du wirst sehen, dass er Dich weiterführt, vielleicht zu der von Schopenhauer so verachteten, von mir zärtlich geliebten Leibniz'schen Monadenlehre. Wenn ich es kann, werde ich Dir helfen. Wenn die Wogen sich einmal wieder geglättet haben und Ihr für mich – vielleicht an Vaters Grab – ein Erinnerungszeichen anbringen lasst, so fügt dazu den Spruch, der mich schon als Kind wie aus Weltentiefen angerührt hat: ‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.‘ Er steht im Jesaias, wo, weiss ich nicht aus dem Kopf.

Ich glaube, dass der Krieg zu Ende dieses oder zu Anfang des nächsten Jahres zu Ende gehen wird. Ach, könnte ich doch, wie Moses auf das gelobte Land, noch auf eine helle Zukunft für Euch Alle, wenigstens aus der Ferne, blicken.

Nun adieu, meine Liebste, von Herzen Liebe! Nach so viel Worten scheint mir das Eigentliche noch immer ungesagt. Aber es ist eben unaussprechlich. Lassen wir es stumm in unseren Herzen, wo wir seiner gegenseitig unaussprechlich sicher sind.

Nochmals adieu! Glaube nicht, dass Du mich verlierst. Dank, tausendfachen Dank, innigste Liebe und Zärtlichkeit fasse ich zusammen in einen letzten Kuss

Dein Sohn.»

Wenige Minuten vor seiner Hinrichtung schrieb er mit gefesselten Händen noch folgende Zeilen auf ein Stück Papier: «Liebe Mutter! Jetzt habe ich auch die letzte kleine

Unruhe überwunden, die den Baumwipfel fasst, ehe er stürzt! Und damit habe ich das Ziel der Menschheit erreicht. Denn wir können und sollen wissend dulden, was der Pflanze unwissentlich widerfährt.

Adieu, ich werde geholt. Tausend Küsse

Dein Sohn.»

Lehndorff brachte die Antwort von Stauffenberg. Sie lautete: er sei aus den gleichen Gründen wie wir der Ansicht, es müsse gehandelt werden, *coûte que coûte*. Wir sollten von jetzt ab täglich mit dem Attentat rechnen. Er werde es selbst tun, weil niemand ausser ihm zu Hitler Zutritt bekäme. Weiter liess Stauffenberg uns sagen, Tresckow solle zunächst auf seinem Posten bleiben, er werde durch ein Fernschreiben des Generalfeldmarschalls von Witzleben geholt werden, sobald dieser nach der Beseitigung Hitlers den Oberbefehl übernommen habe. Ich dagegen möchte mich bereithalten, unmittelbar im Anschluss an das Attentat nach Berlin zu kommen. Ich würde im gegebenen Moment einen Telephonanruf erhalten.

Stauffenberg selbst war am 1. Juli zum Chef des Generalstabs bei Generaloberst Fromm, dem Befehlshaber des Ersatzheeres, ernannt worden. Den Grund hierzu bildeten seine hervorragenden organisatorischen Leistungen. Als Generaloberst Fromm ihm mitteilte, dass er ihn für diese entscheidende Stelle ausersehen habe, hatte Stauffenberg widersprochen mit dem Hinweis, er, Stauffenberg, glaube nicht mehr, dass der Krieg gewonnen werden könne. Die Schuld an dieser Niederlage aber treffe

niemanden anders als Hitler. Fromm hatte das, ohne zu widersprechen, angehört und bemerkt, seine, Fromms, Ansicht sei nicht sehr verschieden von derjenigen Stauffenbergs. Stauffenberg hatte den Mut, die gleichen Einwände beim Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Zeitzler, geltend zu machen. Auch dieser hörte sich die Einwände ruhig an und erwiderte, er schätze es, wenn ein Untergebener die Zivilcourage habe, offen zu sagen, was er denke.

Zeitzler hatte im Sommer 1942 Generaloberst Halder auf seinem Posten als Chef des Generalstabes des Heeres abgelöst. Er war als Nazi gekommen, hatte sich aber im Laufe der Zeit infolge der täglichen Auseinandersetzungen mit Hitler mehr und mehr gewandelt.

Im Rahmen der Widerstandsbewegung ergab sich für Stauffenberg die Notwendigkeit, jetzt zwei Aufgaben gleichzeitig zu übernehmen: die Ausführung des Attentates und die Vorbereitung und Leitung des militärischen Umsturzes in Berlin.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sich Stauffenbergs Beziehungen zu massgebenden Führern der deutschen Arbeiterschaft mehr und mehr verdichtet. Diese sollten wichtige Posten in der neu zu bildenden deutschen Regierung einnehmen.

Gustav Dahrendorf, ein führender deutscher Sozialdemokrat, der nicht wie die meisten Mitverschworenen seines Freundeskreises hingerichtet, sondern lediglich zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, schilderte später die Rolle der deutschen Arbeiterschaft und ihrer Führer bei den Vorbereitungen zum Staatsstreich vom

20. Juli 1944. Das Nachfolgende ist eine Zusammenfassung seiner Darstellung:

War der Umsturzversuch des 20. Juli 1944 lediglich eine schlecht vorbereitete Aktion mutlos gewordener Offiziere, die sich aus der Affäre ziehen wollten? War es ein Versuch unzufriedener, reaktionärer Militaristen, sich aus der Ehe mit dem Fascismus zu lösen? Für die geschichtliche Bewertung des 20. Juli ist eine solche Deutung ungerecht und falsch! Denn ein entscheidender und macht politischer Wille ist die bewegende Kraft in den Vorbereitungen hierzu gewesen. Es gab nur ein Ziel: Liquidation des Fascismus! Liquidation des Krieges!

Für einen Aufstand der Massen fehlten die machtmässigen Voraussetzungen. Damit stellte sich für die Arbeiterschaft die Frage, ob im Rahmen der Wehrmacht Möglichkeiten zu einer gewaltsamen Beseitigung der fascistischen Herrschaft gegeben waren.

Die am Staatsstreich beteiligten höheren Militärs waren sich darüber im Klaren, dass eine entschlossene politische Einsicht in die Unhaltbarkeit des Naziregimes weder bei der Mehrheit des mittleren Offizierskorps noch bei grösseren Teilen der Truppen vorhanden war. Infolgedessen konnte ein Einsatz militärischer Formationen für Zwecke des Umsturzes nur durch Befehl von oben erzwungen werden. Die erste Voraussetzung hierfür war, dass der bisherige oberste Befehlshaber Hitler, auf den die Truppe vereidigt war, beseitigt wurde. Die Vertreter der Arbeiterschaft erkannten die Unzulänglichkeit dieses Planes. Und doch mussten sie

sich ihm unterwerfen, denn sie wussten, dass ein Zusammenwirken von Wehrmacht und Arbeiterschaft die einzige Möglichkeit zur Beseitigung der Naziherrschaft und zur Beendigung des Krieges darstellte.

Damals wurde auch der Beschluss gefasst, die militärisch-politische Widerstandsbewegung durch eine Verbindung zu den Kommunisten zu erweitern. Es war besonders der Sozialdemokrat Professor Reichwein, der sich in dieser Richtung als Vermittler betätigte. Als Folge dieser Bemühungen hat am 22. Juni 1944 im Osten Berlins eine Besprechung zwischen Vertretern der Sozialdemokraten und Kommunisten stattgefunden. An dieser hatten von Seiten der Kommunisten Anton Saefkow und Franz Jacob, von Seiten der Sozialdemokraten Julius Leber und Professor Reichwein teilgenommen, ausserdem ein Mann, von dem sich später erwies, dass er ein Gestapospitzel war.

Eine weitere Besprechung, deren Zweck die Herstellung der Verbindung zwischen den Kommunisten und bestimmten höheren Offizieren, vor allem Stauffenberg, war, wurde für den 4. Juli 1944 vereinbart. Diese Besprechung kam aber nicht mehr zustande. Der Spitzel hatte seine Schuldigkeit getan. Die Gestapo schlug zu und verhaftete Anfang Juli Saefkow, Jacob, Reichwein, Leber und unmittelbar nach ihnen Hunderte von Kommunisten. Die meisten von ihnen haben dann den Weg zum Schafott antreten müssen.

Es besteht Grund zu der Annahme, dass die beschleunigte Durchführung des Attentates auf Hitler in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Ereignissen stand. Stauffenberg, der einer der politisch einsichtig-

sten Männer der verschworenen Offiziere war, wollte versuchen, durch schnelles Handeln die verhafteten Männer der Arbeiterschaft, vor allem auch Julius Leber, vor der Hinrichtung zu retten. Letzteren schätzte er besonders und sah in ihm den wichtigsten politischen Mann der Zukunft.

Schon im Mai 1944 hatte Stauffenberg General Stieff gebeten, er möge ihm den versteckten Sprengstoff und die erforderlichen Zünder zukommen lassen. Stieff beauftragte hiermit zwei in die Verschwörung eingeweihte jüngere Offiziere.

In seiner Eigenschaft als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres war es für Stauffenberg nicht schwer, zu den Lagebesprechungen bei Hitler Zutritt zu erhalten. Denn zu der damaligen Zeit wurde immer wieder das Problem der Auffüllung der alten Divisionen sowie die Aufstellung von neuen Divisionen behandelt, alles Fragen, für die das Ersatzheer zuständig war.

Fast die ganze erste Hälfte des Monats Juli hielt sich Hitler auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden auf. Das Hauptquartier in Ostpreussen hatte schon mit der Übersiedlung nach Zossen bei Berlin begonnen. Als Stauffenberg zur Lagebesprechung auf dem Obersalzberg für den 11. Juli 1944 befohlen wurde, beschloss er, an diesem Tag das Attentat auszuführen.

Er flog in einem Sonderflugzeug von Berlin dorthin und nahm die wohlvorbereitete englische Zeitbombe in seiner Aktentasche mit. Er hatte die Absicht, nach Beendigung seines Vortrages die Zeitzündung der Bombe in Gang zu

setzen und diese in seiner Aktentasche am Ort der Lagebesprechung zurückzulassen. Als Begleiter nahm er einen jungen Hauptmann mit, der die Aufgabe hatte, dafür zu sorgen, dass Stauffenberg nach dem Attentat ohne Aufschub zum Flugplatz fahren konnte, wo sein Flugzeug auf ihn warten sollte. Als am 11. Juli die Lagebesprechung begann, fehlte der Mann, der neben Hitler der gefährlichste war, Heinrich Himmler. Stauffenberg hielt diesen Umstand für so schwerwiegend, dass er die Ausführung des Attentates unterliess.

Unmittelbar danach verlegte Hitler sein Hauptquartier erneut nach Ostpreussen. Die nächste Lagebesprechung, zu der Stauffenberg Zutritt hatte, fand am 15. Juli in Ostpreussen statt. Wieder fuhr Stauffenberg mit der Zeitbombe dorthin. Diesmal waren Hitler und Himmler anwesend. Schon wollte Stauffenberg die Zündung betätigen, als Hitler unerwarteterweise das Besprechungszimmer verliess und nicht zurückkehrte. So musste auch diesmal das Attentat unterbleiben.

Von diesen beiden Versuchen am 11. und 15. Juli wurde ich telephonisch durch Ulrich von Oertzen unterrichtet. Gleichzeitig teilte er mir mit, der Versuch werde in Kürze zum dritten Male wiederholt werden.

Als die nächste Lagebesprechung, zu der Stauffenberg Zutritt hatte, auf den 20. Juli angesetzt war, wiederholte dieser seine Vorbereitungen zum dritten Male. In den inzwischen mit Generaloberst Beck geführten Besprechungen hatte man beschlossen, die nächste Gelegenheit zu einem Attentat unter allen Umständen wahrzunehmen, ohne

Rücksicht darauf, ob neben Hitler andere wichtige Männer seiner Umgebung anwesend waren.

Das Hauptquartier Hitlers in Ostpreussen war von drei Sperrkreisen umgeben, die nur mit grössten Schwierigkeiten betreten werden konnten, weil für jeden Sperrkreis ein gesonderter Ausweis erforderlich war. Die gleiche Schwierigkeit bestand beim Verlassen des Hauptquartiers. Als Stauffenberg am 20. Juli, kurz vor zwölf Uhr mittags, bis in den innersten Sperrkreis gelangt war, musste er zu seiner Überraschung feststellen, dass die Lagebesprechung nicht in dem üblichen Raum, in einem Betonbunker, stattfand, sondern in einem Bau, dessen Wände zum Teil aus Holz waren. Der Besprechungsraum lag an einem langen Gang. In dem Raum stand ein langer Tisch. An einer Längsseite des Tisches war für fünf Personen Platz.

Hitler war anwesend, ebenso die meisten der Persönlichkeiten, die im Allgemeinen an diesen Lagebesprechungen teilnahmen. Es fehlten aber Himmler und Göring. Hitler hatte am Kopf des Tisches Platz genommen. Stauffenbergs Platz war unmittelbar rechts neben Hitler an der Längsseite des Tisches. Der Vortrag über die Fragen des Ersatzes der Truppen war vorüber, sodass Stauffenberg kurz nach ein Uhr mittags den Raum verlassen konnte. Wie geplant, betätigte er die Zündung der Zeitbombe und stellte seine Aktentasche, welche die Bombe enthielt, unmittelbar neben den Stuhl, auf dem Hitler sass, an das Tischbein, zwischen seinem Platz und demjenigen Hitlers. Aber nachdem Stauffenberg das Zimmer verlassen hatte, erhob sich Hitler und ging durch den Raum auf die

andere Seite, wo eine grosse Landkarte aufgehängt war. Während er an dieser Karte stand, erfolgte die Explosion.

Die Tatsache, dass die Wände des Raumes teils aus Beton, teils aus Holz bestanden, hatte zur Folge, dass der Luftdruck der Explosion seinen Ausweg durch die leichtere Holzwand nahm. Hätte die Explosion in dem üblichen Betonbunker stattgefunden, so hätte der Luftdruck keinen Ausweg finden können und hätte alle Anwesenden getötet. So geschah es aber, dass viele der Beteiligten durch die nachgebende Holzwand ins Freie geschleudert wurden. Hierbei kamen die meisten der Anwesenden mit dem Leben davon. Sie wurden zwar teils schwer, teils leicht verletzt. Sie erlitten Brandwunden und Prellungen. Vier Beteiligte starben an den Folgen des Attentates: Der Stenograph Hitlers, Berger; der Chefadjutant Hitlers, General Schmuntz; der erste Generalstabsoffizier der Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres, Oberst Brandt und der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, Generaloberst Korten. Auch Hitler war durch den Luftdruck aus dem Raum geschleudert worden.

Die Szene nach der Explosion bot ein furchtbares Bild. Es hatte den Anschein, als ob die Insassen des Raumes tot oder schwer verletzt in ihrem Blute lägen. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, zeigte sich aber, dass die Wirkung der Bombe geringer war, als es zu Anfang schien. Hitler selbst war nur leicht verletzt. Soviel mir bekannt, erlitt er lediglich eine Verletzung an der rechten Hand sowie Prellungen und Brandwunden am Körper.

Stauffenberg, der nach dem Verlassen des Raumes sich in der Nähe aufgehalten hatte, wartete, bis die Explosion die sonst im Hauptquartier herrschende Stille mit ohrenbetäubendem Krachen unterbrach. Er sah, wie die Teilnehmer der Besprechung – Hitler unter ihnen – aus dem Raum herausgeschleudert wurden und in zerfetzten Kleidern blutüberströmt dalagen. Er sah, wie Sanitäter herbeieilten und die Verwundeten auf Tragbahren fortbrachten. In dem Glauben, dass die Bombe das ihr zuge dachte Werk verrichtet habe, fuhr er mit dem bereitgestellten Auto zum Flugplatz und flog mit seinem Sonderflugzeug nach Berlin zurück, um dort an entscheidender Stelle am Umsturz mitzuwirken.

Mittlerweile rollte in Berlin der für den Staatsstreich vorbereitete militärische Befehlsplan ab. Generaloberst Beck, das Haupt der Verschwörung, Generalfeldmarschall von Witzleben und eine grössere Anzahl der mitverschworenen Offiziere waren im Kriegsministerium in Berlin eingetroffen. Beck rief von dort aus die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen an und forderte sie auf, sich bedingungslos seinem Befehl zu unterstellen. Er erteilte der Heeresgruppe Nord den Befehl, Kurland zu räumen und sich auf Ostpreussen zurückzuziehen. Er versuchte auch, Generalfeldmarschall von Kluge zum Handeln zu bringen und Vorbereitungen zu treffen, um die Räumung Frankreichs und Belgiens in die Wege zu leiten. In der Zwischenzeit hatte sich General Olbricht zu Generaloberst Fromm, dem Befehlshaber des Eratzheerea, begeben und ihm mitgeteilt, er müsse ihm eine wichtige Meldung unter vier Augen machen.



Claus Schenk Graf von Stauffenberg

war entscheidend am Umsturzversuch beteiligt und hat das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 ausgeführt. Er wurde erschossen.

Von dem nachfolgenden historischen Wortwechsel erhielt ich durch Fromm selbst Kenntnis, als dieser und ich einige Zeit später Häftlinge der Gestapo im selben Gefängnis waren. In vielen Nächten hat mir Fromm den Ablauf der Ereignisse am 20. Juli in allen Einzelheiten erzählt. Er gab mir seine Anklageschrift zu lesen, in der seine eigenen Aussagen über den 20. Juli zusammengefasst waren. In der Stille des Gefängnisses haben sich mir die hier wiedergegebenen Unterredungen genau eingeprägt.

Auf die Bitte Olbrichts unterbrach Fromm den militärischen Vortrag, den er gerade entgegennahm. Daraufhin meldete Olbricht, Hitler sei einem Attentat zum Opfer gefallen. Fromm fragte: «Von wem wissen Sie das?» worauf Olbricht erwiderte, die Nachricht stamme von General Fellgiebel, der sie persönlich von seiner Dienststelle in Hitlers Hauptquartier weitergegeben habe.

Olbricht fuhr fort: «Ich schlage unter diesen Umständen vor, an alle stellvertretenden Generalkommandos das Stichwort für Innere Unruhen, ‚Walküre‘, auszugeben und damit die Exekutivgewalt im Staate auf uns, die Wehrmacht, zu übertragen.» Fromm erklärte daraufhin, eine so weitgehende Massnahme nur treffen zu können, wenn er sich persönlich vom Tode Hitlers überzeugt habe. Er werde Generalfeldmarschall Keitel anrufen und bei ihm anfragen. In der Annahme, dass Hitler wirklich tot sei und eine Bestätigung durch Keitel Fromm zum Handeln bringen würde, nahm Olbricht das Telephon selbst in die Hand und erbat die Herstellung eines Blitzgesprächs mit Generalfeldmarschall Keitel. Dann fand folgendes historische Telefongespräch statt:

Fromm: «Was ist eigentlich im Hauptquartier los? Hier in Berlin gehen die wildesten Gerüchte um.»

Keitel: «Was soll denn los sein? Es ist alles in Ordnung.»

Fromm: «Mir ist eben gemeldet worden, der Führer sei einem Attentat zum Opfer gefallen.»

Keitel: «Das ist Unsinn. Es hat zwar ein Attentat stattgefunden, es ist aber zum Glück fehlgeschlagen. Der Führer lebt und ist nur unwesentlich verletzt. Wo ist übrigens Ihr Chef des Stabes, der Oberst Graf Stauffenberg?»

Fromm: «Stauffenberg ist noch nicht bei mir eingetroffen.»

Dieses Gespräch wurde von General Olbricht mitgehört. Auf Grund der Keitel'schen Acusserung entschied Fromm, dass vorerst das Stichwort für Innere Unruhen «Walküre» nicht auszugeben sei.

Dies war aber, ohne Fromms Wissen, bereits geschehen, und die stellvertretenden Generalkommandos im Reich hatten dieses Stichwort empfangen. Die Nachrichtenübermittlung von der Dienststelle Olbrichts in Berlin nach der Provinz funktionierte hervorragend, ein Verdienst des mitverschworbenen Generals der Nachrichtentruppe, Fellgiebel. Die Truppen des Heeres in der Umgebung Berlins waren alarmiert worden und hatten sich befehlsgemäss auf die Reichshauptstadt in Marsch gesetzt. Der Hitler hörige Kommandierende General von Berlin und der Mark Brandenburg wurde zum Kriegsministerium bestellt und dort in Haft genommen. Zu seinem Nachfolger wurde General von Thüngen ernannt. In Berlin selbst erhielt der Kommandant, General von Hase, den Befehl, mit den wenigen Truppen, die ihm zur Verfügung standen, die ersten Mass-

nahmen einzuleiten. Er rief die Kommandeure der ihm unterstellten Einheiten zu sich, gab ihnen bekannt, dass Hitler einem Attentat zum Opfer gefallen sei und befahl ihnen, das Regierungsviertel zu zernieren. Der Kommandeur des Berliner Wach-Bataillons nahm den Befehl entgegen und führte ihn aus. Noch war die Verwirrung im Hauptquartier Hitlers so gross, dass keine Gegenbefehle gegeben wurden. Die geplanten Stosstrupps, die die Verhaftung von Goebbels und die Besetzung des Berliner Rundfunks einleiten sollten, sammelten sich im Zeughaus Unter den Linden.

Inzwischen war Stauffenberg von der Stätte des Attentates im Flugzeug gegen halb fünf Uhr nachmittags im Kriegsministerium in Berlin eingetroffen. Nach einiger Zeit erschien General Olbricht, begleitet von Stauffenberg, erneut bei Fromm. Olbricht teilte Fromm mit, Stauffenberg habe ihm soeben den Tod Hitlers bestätigt. Fromm antwortete hierauf: «Das ist doch unmöglich, Keitel hat mir das Gegenteil versichert.»

Stauffenberg: «Der Feldmarschall Keitel lügt wie immer. Ich habe selbst gesehen, wie man Hitler tot hinausgetragen hat.»

Olbricht wandte sich an Fromm: «Angesichts dieser Lage haben wir das Stichwort für Innere Unruhen an die stellvertretenden Generalkommandos gegeben.»

Fromm sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch: «Das ist glatter Ungehorsam! Was heisst ‚Wir‘? Wer hat den Befehl gegeben?»

Olbricht: «Mein Chef des Stabes, Oberst Mertz von Quirnheim.»

Fromm: «Holen Sie mir sofort den Oberst Mertz hierher!»
Dieser erschien und gab auf Befragen zu, ohne Fromms Einwilligung das Stichwort für Innere Unruhen an die stellvertretenden Generalkommandos gegeben zu haben. Fromm erklärte ihm daraufhin: «Sie sind verhaftet. Das Weitere wird sich finden.»

In diesem Augenblick stand Oberst Graf Stauffenberg auf und erklärte eiskalt: «Herr Generaloberst, ich habe die Bombe selbst während der Besprechung bei Hitler gezündet. Es hat eine Explosion gegeben, als ob eine 15 cm Granate eingeschlagen wäre. Niemand in jenem Raum kann mehr leben.»

Fromm: «Graf Stauffenberg, das Attentat ist missglückt. Sie müssen sich sofort erschiessen.»

Stauffenberg: «Nein, das werde ich keinesfalls tun.»

Wieder griff Olbricht in die Unterhaltung ein und wandte sich an Fromm:

«Herr Generaloberst, der Augenblick zum Handeln ist gekommen. Wenn wir jetzt nicht losschlagen, wird unser Vaterland für immer zugrunde gehen.»

Fromm: «Dann sind auch Sie, Olbricht, an diesem Staatsstreich beteiligt?»

Olbricht: «Jawohl. Aber ich stehe nur am Rande des Kreises, der die Regierung in Deutschland übernehmen wird.»

Fromm: «Ich erkläre Sie hiermit alle drei für verhaftet.»

Olbricht, fest und ruhig: «Sie können uns nicht verhaften, Sie täuschen sich über die wahren Machtverhältnisse. Wir verhaften Sie!»

Daraufhin kam es zu einem Handgemenge zwischen Fromm und Olbricht, in welches Mertz und Stauffenberg

eingriffen. Fromm wurde überwältigt. Ein Offizier mit Pistole betrat als Wache sein Zimmer, gleichzeitig wurde sein Telephonapparat ausgeschaltet.

Kurz darauf erschien bei Fromm der seit 1941 aus der Wehrmacht ausgestossene Generaloberst Hoepner. Er bot Fromm die Hand und erklärte, er bedaure sein Schicksal, könne ihm aber versichern, es werde ihm persönlich nichts geschehen. Fromms Machtbefugnis als Befehlshaber des Ersatzheeres sei auf ihn, Hoepner, übergegangen, während Generalfeldmarschall von Witzleben die oberste militärische Leitung übernommen habe. Generaloberst Beck sei das ausersiehene Oberhaupt des neuen deutschen Staates. Soweit er und seine Freunde in Frage kämen, sei Hitler tot, auch wenn Keitel das Gegenteil behaupte. In der Tat hatte Beck beschlossen, auch im Falle eines misslungenen Attentates den Staatsstreich durchzuführen.

Mittlerweile hatten die in Berlin zur Verfügung stehenden Heeresteile eine Anzahl der wichtigsten Regierungsgebäude befehlsgemäss umstellt. Da ereignete sich ein unglückseliger Zufall von geschichtlicher Bedeutung. Beim Stab des Berliner Wachbataillons befand sich, wie dies damals bei jedem grösseren Truppenteil üblich war, ein sogenannter nationalsozialistischer Führungsoffizier, dessen Aufgabe es war, die Truppe im Sinne der Nazi-Ideologie zu beeinflussen. Dieser Offizier schöpfte Verdacht. Da er Goebbels kannte, drängte er darauf, diesen anzurufen, um zu fragen, was sich ereignet habe. Major Remer, der Kommandeur des Wachbataillons, erklärte sich nach einigem Zögern damit einverstanden.

Als Goebbels den Anruf erhielt, verlangte er dringend den sofortigen Besuch Remers. Er wusste damals noch nicht, dass das Regierungsviertel von Truppen des Heeres umstellt war. Nach einigem Zögern erschien Remer bei Goebbels, der ihm erklärte, Hitler sei keineswegs tot, sondern befinde sich unverletzt im Hauptquartier in Ostpreussen. Zum Beweis stellte er mittels seiner direkten Telephonlinie die Verbindung mit Hitler her. Die Herstellung der Verbindung gelang, weil der Versuch des mitverschworenen Generals Fellgiebel, die Nachrichtenzentrale des Hitler'schen Hauptquartiers zu zerstören, fehlgeschlagen war. Remer sprach persönlich mit Hitler am Telephon. Hitler erteilte dem jungen Major die Vollmacht, alle Massnahmen zur Niederwerfung der Revolte zu ergreifen: Reiners Befehle sollten für diesen Tag mehr gelten als die der Generale. Er sollte direkt im Namen des Führers handeln.

Anstatt, wie ursprünglich vorgesehen, das Ministerium von Goebbels zu besetzen, ging nun Remer daran, die ihm von Hitler gestellte Aufgabe zu erfüllen. Es gelang ihm, die Kommandeure, die mit ihren Einheiten in verschiedenen Teilen Berlins bereits Stellung bezogen hatten, zur Umkehr zu bewegen.

Mittlerweile hatte sich auch im Kriegsministerium die Nachricht verbreitet, dass das Attentat misslungen sei und dass Hitler lebe. Es entstand daraufhin eine erhebliche Verwirrung. Viele Offiziere des Ersatzheeres wurden schwankend und schliesslich abtrünnig. Schüsse fielen. Fromm war es von Beck gegen Abend des 20. Juli gestattet worden, sich in seine im Kriegsministerium gelegene

Privatwohnung zu begeben. Durch SS und Teile des Wachbataillons, die mittlerweile in das Kriegsministerium eingedrungen waren, erhielt er seine Freiheit und seine Machtbefugnisse wieder. Nunmehr setzte er ein aus drei Generalen bestehendes Standgericht ein, das die Anführer des Staatsstreiches zum Tode verurteilte. Mit dem Urteil ging Fromm in sein Dienstzimmer, wo Beck, Olbricht, Stauffenberg, Mertz von Quirnheim, Haeften, Hoepner und andere beisammen waren. Fromm erklärte sie alle für schuldig und verlas ihnen das Todesurteil.

Hoepner ersuchte Fromm, mit der Exekution bei ihm abzuwarten, er hoffe sich noch rechtfertigen zu können. Fromm gab diesem Wunsche nach und liess Hoepner abführen. Olbricht bat Fromm, noch ein paar Zeilen an seine Frau schreiben zu dürfen. Auch diese Bitte wurde gewährt.

Als dann Fromm von den übrigen Offizieren die Waffen forderte, erhob sich Beck und sagte: «An mich, Ihren alten Vorgesetzten, werden Sie diese Forderung nicht stellen wollen. Denn ich werde aus dieser unglücklichen Situation die Konsequenzen selbst ziehen.»

Fromm gab sein Einverständnis zu erkennen. Hierauf setzte sich Beck in einen Sessel, zog seine Pistole und versuchte, sich durch einen Schuss in den Kopf zu töten. Aber das Geschoss streifte nur die Schädeldecke. Daraufhin setzte Beck zum zweitenmal an. Hierbei stützte Stauffenberg den im Sessel sitzenden Beck. Auch der zweite Schuss setzte seinem Leben noch kein unmittelbares Ende. Die Pistole entfiel seiner Hand.

Fromm liess darauf am Abend Olbricht, Stauffenberg,

Mertz von Quirnheim und Haeften im Hof des Kriegsministeriums durch ein Kommando der Truppe standrechtlich erschossen. Stauffenberg starb mit einem Bekenntnis zu Deutschland auf den Lippen. Als nachher Fromms Frage, ob Beck inzwischen gestorben sei, verneint wurde, gab Fromm den Auftrag, Beck von seinen Leiden zu erlösen.

Ich selbst befand mich am 20. Juli in Russland, bei der Heeresgruppe Mitte. Im Verlaufe des Nachmittags erfolgte ein Anruf des Obersten Mertz von Quirnheim, dem zu entnehmen war, dass das Attentat geglückt sei. Ich wurde gebeten, baldmöglichst nach Berlin zu kommen. Bald darauf kam die erste offizielle Nachricht über den Rundfunk, es sei ein Attentat gegen Hitler unternommen worden, Hitler sei aber nur unwesentlich verletzt.

Zunächst glaubten Tresckow und ich, die offizielle Meldung von dem Misslingen des Attentates beruhe auf einer Lüge. Unsere Zweifel wurden erst wach, als auf dem üblichen militärischen Dienstwege der Befehl kam, es seien keine Befehle aus Berlin entgegenzunehmen. Als Begründung wurde hinzugesetzt, es gebe in Berlin Kreise, die angesichts des Attentates im Trüben fischen wollten. Eines war klar: der grosse Schlag war versucht worden. Dass er missglückt sei, erfuhren wir mit Sicherheit erst, als um Mitternacht Hitler eine Rede über alle deutschen Rundfunksender hielt.

Ich eilte zu Tresckow, der sich schon schlafen gelegt hatte, und teilte ihm das Gehörte mit. Tresckow erwiderte sofort: «Ich werde mich erschossen. Denn bei der Untersuchung müssen sie auf mich kommen und werden ver-

suchen, aus mir die Namen anderer Beteiligten herauszupressen. Um das zu verhindern, werde ich mir das Leben nehmen.» Ich widersprach ihm und riet, noch abzuwarten. So rangen wir beide die ganze Nacht miteinander. Tresckow beharrte auf seinem Entschluss. Er wollte sich am anderen Tag an der Front das Leben nehmen.

Am Morgen des 21. Juli 1944 nahmen Tresckow und ich Abschied voneinander. Hierbei war Tresckow vollkommen ruhig und gelassen. Er sagte mir:

«Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen. Aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben. Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und mein Unterlassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe. Wenn einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unsertwillen nicht vernichten wird. Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.»

Tresckow fuhr zur 28. Jägerdivision, deren erster Generalstabsoffizier der Mitverschworene Major Kuhn war. Er unterrichtete diesen von allem, was er wusste, fuhr

nach vorne, begab sich ohne Begleitung in das Niemandsland, täuschte mit Hilfe zweier Pistolen einen Kugelwechsel vor, zog dann eine Gewehrgranate ab und sprengte sich damit den Kopf vom Rumpfe. Zunächst glaubten alle, er sei gefallen.

Ich erhielt den Auftrag, die Leiche nach Deutschland zu bringen. Tresckow wurde in seiner Heimat neben seinen Eltern beigesetzt.

Mehrere Monate später lernte ich Generaloberst Fromm kennen. Wir waren beide Gefangene der Gestapo in dem berüchtigten Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin. Man hatte Fromm nach dem 20. Juli auch verhaftet und gegen ihn ein Untersuchungsverfahren eröffnet mit dem Ziel, ihn der Mitwisserschaft am Attentat zu überführen. Nachdem man sich davon überzeugt hatte, dass sich dieser Verdacht nicht aufrecht erhalten liess, ihn aber als Befehlshaber des Ersatzheeres abgesetzt und Himmler bereits zu seinem Nachfolger gemacht hatte, suchte man nach einer neuen Konstruktion. Man fand diese in dem Vorwurf, er habe den Aufstand zu spät niedergeschlagen, habe nicht rechtzeitig Widerstand geleistet, habe sich also «feige» verhalten. So wurde er vor den Volksgerichtshof gestellt.

Ende Februar 1945 wurde Fromm vom Volksgerichtshof wegen «Feigheit» zum Tode verurteilt. Das Urteil traf ihn tief. Er hatte es nicht erwartet. Er wurde am 19. März 1945 im Zuchthaus in Brandenburg durch Beamte des Zuchthauses erschossen.

DAS ENDE

Die Gefahr schärft die Sinne des Menschen. Das Witterungsvermögen wird in einem Masse ausgebildet, wie es dem Menschen der Zivilisation kaum vorstellbar ist. Man entwickelt gewissermassen einen sechsten Sinn, ein Vorgefühl für die Gefahren, die drohen, und für die Möglichkeiten, ihnen zu entgehen. So war es für mich seit dem missglückten Attentat vom 20. Juli wahrscheinlich und seit der Veröffentlichung der ersten grossen Liste der Verhafteten und Hingerichteten vom 6. August gewiss, dass ich in die Untersuchung hineingezogen werden würde. Wenn ich meine Verhaftung und Befreiung schildere, so geschieht dies nicht, weil ich glaube, dass mein persönliches Schicksal von besonderer Bedeutung sei, sondern weil meine Erfahrungen und Erlebnisse für viele meiner Gesinnungsgenossen und Freunde aus der deutschen Widerstandsbewegung typisch sind.

In den Wochen nach dem 20. Juli ging eine grosse Verhaftungswelle über Deutschland, die nicht nur die am Umsturzversuch unmittelbar Beteiligten traf, sondern auch viele, von denen die Gestapo mit Recht befürchtete, dass sie dem nationalsozialistischen Regime gefährlich werden könnten. Die letzten Hemmungen waren jetzt verschwunden und die Gestapo wütete rücksichtslos.

Die meisten der Verhafteten wurden im Laufe der folgenden Monate hingerichtet.

Getreu der zwischen Tresckow und mir getroffenen Vereinbarung, wartete ich auf meinem Posten an der Ostfront in grosser Unruhe ab, was die Tage nach dem 20. Juli bringen würden. Ich war nicht sonderlich erstaunt, als ich am 17. August von einem Stabsoffizier aus dem Schlafe geweckt und verhaftet wurde. Im ersten Augenblick durchzuckte mich der Gedanke, zu der neben mir liegenden Pistole zu greifen und meinem Leben ein Ende zu machen. Aber gleichzeitig warnte mich ein instinktives Gefühl vor diesem Schritt und mahnte mich zum Ausharren, da es mir beschieden sei, alle gegenwärtigen und künftigen Gefahren glücklich zu überstehen. Dieses Gefühl war in der langen Zeit meiner Haft nicht immer gleich stark. Es war bald schwächer, bald stärker. Aber es hat mich niemals ganz verlassen. Es hat mich durch alle Nöte und Gefahren hindurchgetragen. Dieses Gefühl war auch der Grund, weshalb ich von jedem Fluchtversuch Abstand nahm, obwohl mir die Flucht zweimal möglich gewesen wäre:

Das erste Mal im Anschluss an meine Verhaftung, die in Mackow in Polen, in unmittelbarer Nähe der deutsch-russischen Frontlinie erfolgte, als ich unter militärischer Bedeckung in ein wenige Kilometer entferntes Dorf gebracht und dort in einem kleinen polnischen Bauernhaus festgesetzt wurde. Der Posten vor der Türe hätte mich nicht hindern können, bei Nacht durch die unbewachte Türe an der Rückseite des Hauses in einen nahegelegenen Wald zu entfliehen.

Die zweite Gelegenheit bot sich am darauffolgenden Tag. Ich wurde um fünf Uhr früh unter militärischer Bedeckung im Kraftwagen nach Ortelsburg in Ostpreussen gebracht, von wo man mich im Laufe des Tages mit dem Zuge nach Berlin schaffte. Als wir spät abends in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstrasse ankamen, herrschte infolge der üblichen Überfüllung aller Züge ein grosses Gedränge. Meine Bedeckung, die aus einem Offizier und zwei Unteroffizieren bestand, kannte sich in Berlin nicht aus und musste von mir vom Bahnsteig durch den Bahnhof zur Wache geführt werden. Da die Unteroffiziere mein Gepäck trugen, der Offizier aber damit beschäftigt war, von der Wache aus nach einem Kraftwagen zu telefonieren, wäre es mir nicht schwer gefallen, in dem Gedränge zu entkommen. Aber aus den schon erwähnten Gründen verzichtete ich auf einen solchen Versuch. Ausserdem war ich mir darüber klar, welchen unabsehbaren Schwierigkeiten meine nächsten Familienangehörigen nach einem gelungenen Fluchtversuch ausgesetzt gewesen wären.

So wurde ich am 18. August 1944 zwischen zehn und elf Uhr nachts in das Gefängnis des Reichssicherheits-Hauptamtes der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin eingeliefert. Mit dem Augenblick der Einlieferung vollzog sich eine spürbare Veränderung meiner Lage. Meine bisherige Bewachung war korrekt und höflich gewesen. Kaum war ich in den Händen der Gestapo, so verwandelte sich die Höflichkeit in Grobheit und die Korrektheit in Unverschämtheit.

Selbstverständlich kam ich in Einzelhaft. Es war aber ein für mehrere Personen berechneter Waschraum vorhanden. So hatte ich Gelegenheit, in den folgenden Wochen eine Anzahl meiner Mitgefangenen kennen zu lernen. Unter ihnen entdeckte ich viele bekannte Gesichter: Admiral Canaris, General Oster, Botschafter Graf von der Schulenburg, Botschafter von Hassell, Graf Lehndorff, Reichsbankpräsident Schacht, Finanzminister Popitz, General der Infanterie Thomas, Generaloberst Fromm, Oberbürgermeister Goerdeler, Rechtsanwalt Josef Mueller, Rechtsanwalt Langbehn, General der Infanterie von Falkenhausen und viele, viele andere.

War es in der Vorbereitungszeit oftmals äusserst schwierig gewesen zusammenzutreffen, so waren wir jetzt alle wie in einer schlechten Operette beim letzten Akt mit einem Male beisammen. Allerdings hatten wir nicht die Erlaubnis, miteinander zu sprechen. Aber auch ein Blick oder ein schnell hingeworfener Satz in einem unbeobachteten Augenblick genügte häufig zu einer kurzen Verständigung.

Die Gestapo hatte für uns Gefangene vom 20. Juli eine Sonderbewachung eingeführt. Sie bestand aus Beamten, die zum grössten Teil Zivil trugen und Dienststellen der Gestapo entstammten, die infolge der Luftangriffe ausgebombt waren. Viele unter diesen Beamten waren im Verkehr nicht unfreundlich. Aber diese Freundlichkeit war bei den meisten nur Schein. Sie diente dazu, die Gefangenen durch eine gewisse plumpe Vertraulichkeit auszuhorchen. Bei einem kleinen Teil der Beamten war die Freundlichkeit echt. Es handelte sich in diesen Fällen um

Polizeibeamte, die aus der Zeit vor 1933 stammten und später in die Gestapo übernommen worden waren. Sie machten aus ihrer inneren Abneigung gegen Hitler und den Nationalsozialismus unter vier Augen, wenn sie sich sicher glaubten, kein Hehl. Viele von uns verdanken diesen Beamten manche kleine Erleichterung und sogar manchen vorteilhaften Hinweis. Die Kalfaktoren, die kommunistisch eingestellt waren, bemühten sich mit viel Eifer, uns das Leben erträglich zu machen.

Nach zwei Tagen wurde ich zur ersten Vernehmung geführt. Vorher waren mir vor der Zelle die Hände gefesselt worden. Die Vernehmung wurde durch Kriminalkommissar Habecker durchgeführt. Dieser setzte mich davon in Kenntnis, dass gegen mich der Vorwurf erhoben werde, an den Vorbereitungen des Attentats vom 20. Juli 1944 beteiligt gewesen zu sein. Er erklärte, dieser Verdacht sei durch eine Fülle von Zeugen erhärtet. Es habe deshalb keinen Zweck, zu leugnen, sondern es sei besser, von Anfang an ein Geständnis abzulegen. Zu einem solchen Geständnis wäre ich nur dann bereit gewesen, wenn ich hätte annehmen müssen, dass die Gestapo wirklich Besitz von Beweisen gewesen wäre. Aber ich hatte von Anfang an den bestimmten Eindruck und merkte im Verlaufe der Vernehmung immer mehr, dass die Gestapo eigentlich nichts über mich wusste. Sie hatte zwar einen starken Verdacht, oder besser gesagt die richtige Witterung, aber keine Beweise.

Ich nahm mir daher vor, alles zu leugnen. Da ich Verbrechern gegenüberstand, die nur in der Maske einer staatlichen Behörde auftraten, fühlte ich mich moralisch

zu meinem Verhalten berechtigt. Auf mein Leugnen hin warf man mir vor, ich sei etwa Mitte Juni 1944 zusammen mit Tresckow beim Grafen Lehndorff in Ostpreussen gewesen. Dort hätten wir eine hoch- und landesverräterische Besprechung gehabt, die die unmittelbare Vorbereitung des 20. Juli zum Gegenstand gehabt habe. Da ich durch einen Zufall im Waschraum Gelegenheit gehabt hatte, mich kurz mit Lehndorff zu verständigen, wusste ich, dass dieser zwar die Tatsache unserer gemeinsamen Besprechung zugegeben, aber den Charakter unserer Unterredung der Gestapo vorenthalten hatte. Deshalb leugnete ich diesen Vorwurf rundweg ab. Darauf legte man mir ein angeblich von Lehndorff unterzeichnetes Protokoll vor, das als Gegenbeweis dienen sollte. Auf Grund meiner langjährigen Kenntnis der Methoden der Gestapo war es nicht schwer, zu erraten, dass es sich hier um ein gefälschtes Protokoll mit ebenfalls gefälschter Unterschrift handelte. Ich leugnete also weiter und forderte Gegenüberstellung mit Lehndorff. Natürlich wurde sie mir verweigert.

>1 ich mit Lehndorff auf dem gleichen Gefängnisflur untergebracht war, konnte ich unschwer feststellen, dass er besonders stark überwacht wurde. Der Grund hierfür war wohl folgender: Lehndorff sollte unmittelbar im Anschluss an den 20. Juli auf seinem Besitz in Steinort verhaftet werden. Er hatte am 20. Juli die Aufgabe übernommen, nach Königsberg zu fahren, um dort im Wehrkreiskommando mit dem stellvertretenden Kommandierenden General zu sprechen. Seine Absicht war es gewesen, im Augenblick des Eintreffens der Berliner Be-

fehle zum Umsturz den Kommandierenden General von Ostpreussen auf unsere Seite zu ziehen.

Es lag auf der Hand, dass die militärischen Massnahmen in Ostpreussen von weittragender Wirkung sein mussten, lagen hier doch die Hauptquartiere von Hitler, Himmeler, Göring und Ribbentrop auf einem verhältnismässig engen Raum beisammen. Ausserdem befand sich ein wesentlicher Teil des Oberkommandos des Heeres ebenfalls in Ostpreussen.

Natürlich war die Reise Lehdorffs nach Königsberg nicht unbemerkt geblieben, sodass er mit seiner alsbaldigen Verhaftung rechnen musste. Eine Menge von Gestapo-beamten hatte das Schloss bereits umstellt. Aber Lehdorff gelang es, unbemerkt aus dem Schloss zu entkommen und sich in seine Wälder zu begeben. Kurz darauf verliess aber Lehdorff sein Versteck wieder und ging offen und frei auf die nach ihm suchenden Gestapo-beamten zu. Die Gestapo, die froh war, dass er sich selbst gestellt hatte, brachte ihn zunächst nach Königsberg und von dort nach Berlin. Hier in Berlin machte Lehdorff den zweiten Versuch, der Gestapo zu entkommen. Als der Wagen, der ihn in die Prinz-Albrecht-Strasse gebracht hatte, vor dem Reichssicherheits-Hauptamt hielt, benutzte Lehdorff den Bruchteil einer unbeobachteten Sekunde, sprang aus dem Wagen und entkam im Schutze der Dunkelheit. Von Berlin machte er sich zu Fuss nach Mecklenburg auf, wo er sich auf einem Gute seiner verheirateten Schwester verbergen wollte. In vier Tagen legte er die lange Strecke zurück. Ihm, der in der Natur wie kein zweiter zu Hause war, war es eine Freude, Tag und Nacht unter freiem Himmel zu sein. Aber schon waren in allen

Gegenden die Spürhunde auf ihn angesetzt. So kam es, dass er schliesslich doch, bevor er sein Ziel erreichte, gefangen wurde.

Die Gestapo brachte ihn erneut nach Berlin. Zu Beginn seiner Vernehmungen versuchte er alle Beschuldigungen abzustreiten, bis er plötzlich ins Gegenteil umschlug und seine Mittäterschaft offen darlegte. Das hatte zur Folge, dass Lehdorff einer der ersten war, die vor den Volksgerichtshof gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. In welcher Haltung er in den Tod ging, mag sein letzter Brief an seine Frau, die ebenso wie seine Kinder mehrfach verhaftet und wieder entlassen wurden, bezeugen. Der Brief lautet:

«Ich habe immer das feste Gefühl gehabt, dass Du neben mir hergehst, und mit diesem Gefühl werde ich bis zur letzten Stunde bleiben. Du wirst immer davon überzeugt sein, dass ich nicht leichtfertig Eure Zukunft zerstört habe, sondern einer Idee gedient habe, von der ich glaube, dass sie eine Rücksicht auf Familie und Privates nicht rechtfertigt.

Es ist mir in den letzten Wochen so unbedingt klar geworden, dass all unsere Schritte und unser Geschick letztlich nur vom lieben Gott geleitet werden. Auch in meiner Lage habe ich von Anfang an das bestimmte Gefühl gehabt, dass alles nach Gottes Willen abrollt.

Einen schönen Spruch, an dem ich mich oft aufgerichtet habe, lege ich Dir ans Herz wegen seiner Wahrheit: borget nicht, sondern lasset in allen Dingen Eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden? Und werden unsere Bitten nicht erfüllt, so müssen wir

uns sagen, dass Gottes Wege nicht unsere Wege sind. Der christliche Glaube und der Glaube an ein 'himmlisches Reich' sind das Einzige, was einem in der Not hilft. Der Weg dorthin führt aber wohl nur über Leid und es muss erst mal alles Alte gewaltsam von einem gerissen werden. Erst dann kann man eine ‚neue Kreatur‘ werden. Jedenfalls werde ich in diesem Glauben sterben und ohne Furcht und Angst. Mein Einsegnungsvers ‚Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark‘ soll mich bis zuletzt leiten.»

Mein beharrliches Leugnen hatte die ersten Zwangsmassnahmen gegen mich zur Folge. Ich wurde für die Folgezeit an Händen und Füßen gefesselt. Nur wer selbst monatelang Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt gewesen ist und auch gefesselt sein Essen hat zu sich nehmen müssen, kann ermessen, welche ungeheure körperliche und seelische Belastung diese Fesselung auf die Dauer darstellt. Dass das Essen im Gefängnis der Gestapo nach Qualität und Quantität unter dem Minimum dessen lag, was ein Mann zur Erhaltung seiner Spannkraft bedarf, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Während der später folgenden Vernehmungen bemerkte ich, dass der Gestapo an einem Geständnis meiner Mittäterschaft verhältnismässig wenig lag. Worauf es ihr ankam, war etwas anderes. Man wollte von mir die Namen von Mitverschworenen hören. Es bestand also die Absicht, durch mich einen möglichst grossen Kreis von Antinazis kennen zu lernen und zu vernichten. Das Geständnis meiner eigenen Mittäterschaft sollte nur die Vorstufe dazu sein. Als ich dabei beharrte, die Mittäterschaft zu leug-

nen, legte man mir verschiedene Namen vor, deren Träger ich entweder zu kennen leugnete oder deren anti-hitlerische Einstellung und Betätigung zu kennen ich bestritt. So war meine Vernehmung bald an einem toten Punkt angelangt.

Die Art der Vernehmung war vom kriminalistischen Standpunkt aus denkbar ungeschickt, um nicht zu sagen stümperhaft. Es war nicht allzu schwierig, den stundenlangen und zu den verschiedensten Tag- und Nachtzeiten durchgeführten Kreuzverhören standzuhalten. Auch der Kommandoton, in dem man mit mir verhandelte, konnte mich nicht umwerfen. Stundenlang angebrüllt und mit den unflätigsten Schimpfworten belegt zu werden, hatte ich zu ertragen gelernt, ohne mit der Wimper zu zucken. Die Gestapobeamten verfügten bei ihren Vernehmungen über verschiedene Methoden. Die erste Methode bestand darin, dass sie den Häftling aus dem Gefängnis zur Vernehmung kommen liessen, um ihn dann eine unwahrscheinlich lange Zeit in einem Vorzimmer warten zu lassen. Weitere Methoden wurden sowohl einzeln als auch abwechselnd, unmittelbar hintereinander, angewandt. Meistens hatte man drei Beamte vor sich. Der eine bedrohte und überschüttete den Gefangenen mit Schimpfworten, der zweite sprach in ruhigem Tone auf ihn ein und erklärte, er möge sich doch erst einmal beruhigen und eine Zigarette rauchen. Der dritte Beamte versuchte es mit der Hervorkehrung des Ehrenstandpunktes. So war für jedes Naturell gesorgt, bis der Häftling entweder einer Methode oder der Abwechslung der verschiedenen Methoden erlag.

Meine Annahme, die Offiziersuniform werde mich vielleicht vor weiteren Massnahmen schützen, stellte sich bald als eine Illusion heraus. Der vernehmende Kriminalkommissar ging plötzlich zu Gewaltmassnahmen über, indem er mich, gefesselt und wehrlos wie ich war, ins Gesicht schlug. Dabei fand er eine starke Unterstützung in seiner Sekretärin. Diese scheute sich nicht, sich an der Vernehmung durch Beschimpfungen zu beteiligen. Auch sie, die ihrem Aussehen nach etwa zwanzig Jahre alt sein mochte, machte sich ein Vergnügen daraus, mich ins Gesicht zu schlagen und mich anzuspucken. Ich blieb äusserlich ruhig, wies aber auf das Gemeine und Strafbare dieser Vernehmungsart hin. Es mag sein, dass ich hierdurch die Gestapo reizte. Auf jeden Fall schritt mein Sachbearbeiter nunmehr zum Versuch, das Geständnis und die gewünschten Namen durch Anwendung roher Gewalt zu erpressen.

Eines Nachts wurde ich aus meiner Zelle zur Vernehmung geholt. Im Vernehmungszimmer befanden sich folgende Personen: der Kriminalkommissar Habecker, seine Sekretärin, ein uniformierter Wachtmeister des Sicherheitsdienstes und ein nicht uniformierter Kriminalassistent. Man machte mich darauf aufmerksam, es sei jetzt die letzte Gelegenheit zu einem Geständnis. Als ich an meinem bisherigen Leugnen festhielt, griff man zum Mittel der Folterung. Diese Folterung wurde in vier Stufen vollzogen.

Die erste Stufe bestand darin, dass meine Hände auf dem Rücken gefesselt wurden. Dann wurde über beide Hände eine Vorrichtung geschoben, die alle zehn Finger ein-

zeln umfasste. An der Innenseite dieser Vorrichtung waren eiserne Dornen angebracht, die auf die Fingerwurzeln einwirkten. Mittels einer Schraube wurde die ganze Maschinerie zusammengepresst, sodass sich die Dornen in die Finger einbohrten.

Die zweite Stufe war folgende: Ich wurde auf eine Vorrichtung gebunden, die einem Bettgestell glich, und zwar mit dem Gesicht nach unten. Eine Decke wurde mir über den Kopf gelegt. Dann wurde über jedes der blossen Beine eine Art Ofenrohr gestülpt. Auf der Innenseite dieser beiden Röhren waren Nägel befestigt. Wiederum war es durch eine Schraubvorrichtung möglich, die Wände der Röhren zusammenzupressen, sodass sich die Nägel in Ober- und Unterschenkel einbohrten.

Für die dritte Stufe diente als Hauptvorrichtung das «Bettgestell». Ich war, wie vorher, auf dieses gefesselt, während der Kopf mit einer Decke zugedeckt war. Dann wurde das Gestell mittels einer Vorrichtung entweder ruckartig oder langsam auseinandergezogen, sodass der gefesselte Körper gezwungen war, die Bewegung dieses Prokrustesbettes mitzumachen.

In der vierten Stufe wurde ich mittels einer besonderen Fesselung krumm zusammengebunden und zwar so, dass der Körper sich weder rückwärts noch seitwärts bewegen konnte. Dann schlugen der Kriminalassistent und der Wachtmeister mit dicken Knüppeln von rückwärts auf mich ein, sodass ich bei jedem Schlag noch vorne überfiel und infolge der auf dem Rücken gefesselten Hände mit aller Gewalt auf Gesicht und Kopf schlug. Während dieser Prozedur gefielen sich alle Beteiligten in höhnnenden Zurufen. Die erste Folterung endete mit einer Ohnmacht.

Ich habe mich durch keine der geschilderten Gewaltmassnahmen dazu verleiten lassen, ein Wort des Geständnisses oder den Namen eines meiner Gesinnungsfreunde zu nennen. Nachdem ich die Besinnung wieder erlangt hatte, wurde ich in meine Zelle zurückgeführt. Die Wachbeamten empfingen mich mit unverhohlenen Ausdrücken des Mitleides und des Schauderns. Am folgenden Tage war ich nicht imstande, mich zu erheben, sodass ich nicht einmal die Wäsche wechseln konnte, die voller Blut war. Obwohl ich immer kerngesund gewesen war, bekam ich im Laufe dieses Tages eine schwere Herzattacke. Der Gefängnisarzt wurde herbeigeholt. Voll Argwohn liess ich seine Behandlung über mich ergehen. So lag ich mehrere Tage, bis ich wieder in der Lage war, das Bett zu verlassen und mich zu bewegen. Die Folge meiner Wiederherstellung war eine Wiederholung der Folterung in den gleichen vier Stufen wie beim ersten Mal. Der sachliche Erfolg aber blieb wiederum gleich Null.

Viele meiner Gesinnungsfreunde, z.B. Rechtsanwalt Langbehn, Regierungspräsident Graf Bismarck und Staatssekretär Planck, haben solche Folterungen über sich ergehen lassen müssen. Wir alle machten die Erfahrung, dass der Mensch Dinge ertragen kann, die man vorher nicht für möglich gehalten hätte. Wer von uns es noch nicht konnte, lernte beten und erlebte, dass das Gebet, und nur das Gebet in solchen Lagen Trost spendet und übermenschliche Kraft verleiht. Man erlebte ferner, dass auch die Fürbitten der Verwandten und Freunde ausserhalb des Gefängnisses einem Ströme von Kraft zuführten.

Nachdem die zweite Folterung überstanden war, musste ich mir klar werden, welche Taktik ich in Zukunft befolgen sollte. Es gab keinen Zweifel, dass die Gestapo die Absicht hatte, ihre Gewaltmassnahmen fortzusetzen und, wie mir der Kriminalkommissar mit aller Deutlichkeit sagte, derart zu steigern, dass es noch entsetzlicher werden würde. Da ich unter allen Umständen entschlossen war, keinen Namen zu nennen, traf ich alle Vorbereitungen, um mir trotz der Fesselung das Leben zu nehmen. Noch mitten in diesen Erwägungen und Vorbereitungen fand ich einen Ausweg, ohne dass ich mir seiner vollen Tragweite vorher bewusst gewesen wäre. Ich folgte einem urplötzlich auftauchenden Instinkt, zu gestehen, ich hätte davon gewusst, dass mein toter Freund Tresckow beabsichtigte, auf Hitler einzuwirken, seinen Posten als Oberbefehlshaber des Heeres an einen Feldmarschall abzutreten. Das Unerwartete trat ein. Die Gestapo begnügte sich mit dieser Erklärung, brach meine Vernehmungen ab und liess mich eine Zeitlang in Ruhe.

Der vernehmende Kriminalkommissar eröffnete mir noch, vier Dinge hätten den Ausschlag gegeben für die Annahme meiner Mitbeteiligung am 20. Juli:

1. Man habe in meinem Gepäck Material über meine christliche Einstellung gefunden. Ich hätte nämlich ein Buch über die katholische Moraltheologie, ein Buch über protestantische Ethik, eine Schriftenreihe über ein Zusammenwachsen der katholischen und evangelischen Kirche und schliesslich eine Bibel bei mir geführt.
2. Ich sei im Zivilberuf Rechtsanwalt, was mich besonders verdächtig machte, weil das Dritte Reich keine

Rechtsanwälte brauche, sondern sie nur störend empfinde.

3. Ich sei Offizier gewesen. Aus diesem Berufsstand aber sei die Opposition seit Jahren gewachsen, ohne dass die Gestapo die Möglichkeit gehabt habe, zuzugreifen.
4. Ich sei Mitglied des Adels, also Angehöriger einer Clique, die gewissermassen von Natur aus ein Feind Hitlers und des Nationalsozialismus sei.

Kurz darauf wurde mir mündlich mitgeteilt, der «Ehrenhof» des Deutschen Reiches, unter dem Vorsitz des Generalfeldmarschalls Keitel, habe mich auf Grund eines Berichtes der Gestapo aus der Wehrmacht ausgestossen. Dies geschah, obwohl ich vor diesem «Ehrenhof» nie erschienen war. Wieder einige Tage später wurde mir ein Haftbefehl des Untersuchungsrichters beim Volksgerichtshof überbracht. Unterzeichnet hatte ihn ein Landgerichtsdirektor Dr. Ehrlich. Auch dieser Untersuchungsrichter hatte mich weder gesehen noch gesprochen. Laut dieses Haftbefehls hielt er mich des Hoch- und Landesverrates für höchst verdächtig.

Nachdem nochmals eine geraume Zeit vergangen war, wurde ich eines Tages aus meiner Zelle geholt und mit dem Kraftwagen ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Dort führte man mich an einen Platz, der die Merkmale eines Schiessstandes trug. Der mich begleitende Beamte zeigte mir den Schiessstand mit höhnischem Lächeln und sagte: «Nun werden Sie ja wissen, was mit Ihnen geschehen wird. Vorher aber haben wir noch etwas anderes mit Ihnen vor.»

Dann führte man mich in einen Raum, der offensichtlich zum Krematorium des Konzentrationslagers gehörte. Dort stand der Sarg des Generals von Tresckow. Man hatte ihn wieder aus dem Grabe geholt und nach Sachsenhausen geschafft. Er wurde vor meinen Augen geöffnet. Angesichts der Leiche, die schon mehrere Monate in der Erde gelegen hatte, wurde ich mit halb drohender, halb beschwörender Stimme gefragt, ob ich nicht nunmehr ein umfassendes und endgültiges Geständnis ablegen wollte. Aber ich blieb bei meinem bisherigen Verhalten. Daraufhin wurde der Sarg mit der Leiche in meiner Anwesenheit verbrannt. Anschliessend wurde ich wider Erwarten nicht erschossen, sondern in das Gefängnis zurückgefahren.

Gewiss, es war eine furchtbare Zeit; aber man erfuhr die Wahrheit des Schicksalswortes von Hölderlin, «dass eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und dass, wie Nachtigallgesang, im Dunkeln göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt.»

Seitdem die Gestapo meiner Verurteilung durch den Volksgerichtshof sicher war, wurde ich korrekt behandelt, durfte Briefe schreiben, bekam Sprecherlaubnis mit Angehörigen meiner Familie und konnte Pakete empfangen. Dass der Inhalt der Pakete mich nur zum Teil erreichte, galt nicht als ungewöhnlich. Die Wachbeamten behielten gleich ihren «Zoll».

In der zweiten Hälfte Dezember erschien bei mir eines Tages ein Rechtsanwalt Boden aus Berlin. Er stellte sich

vor und erklärte, er sei mein Verteidiger. In zwei Tagen sei mein Termin vor dem Volksgerichtshof. Nach der Aktenlage sei mit Sicherheit mit einem Todesurteil zu rechnen.

Auf diesen Augenblick hatte ich gewartet. Ich bat ihn, mich in Ruhe anzuhören und erzählte ihm, wie ich gefoltert worden sei. Meine Schlussfolgerung war, vor Gericht auf Grund der Folterung den Inhalt jeglicher von mir gegenüber der Gestapo gemachten Aussage zu bestreiten. Diesen Gedanken griff er mit Energie auf. Er äusserte sich dahingehend, es käme alles darauf an, die Folterung zu beweisen und ausserdem vor Gericht «einen guten Eindruck» zu machen. Er versprach, von sich aus den Präsidenten des Volksgerichtshofes und den Oberreichsanwalt vorher von diesen Dingen in Kenntnis zu setzen, da andernfalls der Einwand wahrscheinlich beiseite geschoben würde. Später konnte ich mich überzeugen, dass mein Rechtsanwalt sein Versprechen gehalten hatte.

So stand ich am 21. Dezember mit fünf anderen Angeklagten vor dem Volksgerichtshof. Natürlich konnte der Volksgerichtshof nicht alle Fälle an einem Tag erledigen. Da mein Fall als letzter behandelt werden sollte, erlebte ich mehrere Verhandlungen gegen andere Mitangeklagte, die einen tiefen Eindruck auf mich machten.

Freisler, der Präsident, hatte die Gewohnheit, unter Nichtachtung jeglicher von Gesetz und Moral vorgeschriebenen Objektivität, auch den kleinsten Verstoss als Hoch- und Landesverrat zu bezeichnen. So lautete denn auch der Urteilsspruch in den meisten Fällen auf Tod. Die Urteile

wurden im Allgemeinen durch Erhängen vollstreckt. Freisler scheute sich nicht, in jedem einzelnen Verfahren Propagandareden zu halten. Eigentlich sprach nur er in der Verhandlung und zwar mit einer Stimmstärke, mit der er mühelos mehrere Gerichtssäle hätte füllen können.

In meinem Fall stand lediglich fest, dass ich Kenntnis von einem geplanten Hochverrats-Unternehmen gehabt hätte, nämlich von Tresckows Absicht, Hitler zum Rücktritt zu veranlassen, ohne davon Anzeige zu machen. Gemäss Paragraph 139 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches war hierauf eine Gefängnisstrafe gesetzt. Die anderen Verhandlungen belehrten mich aber, dass Freisler auch die Kenntnis eines solchen Hochverratsunternehmens ohne Weiteres als Mittäterschaft auslegte und dafür die Todesstrafe forderte. Es kam also alles darauf an, durch Hinweis auf die Folterung mein mageres Geständnis zu beseitigen, in dem ich zugegeben hatte, von Tresckows beabsichtigtem Vorgehen gegen Hitler gewusst zu haben. Da mein Fall an diesem Tag nicht mehr an die Reihe kam, wurde ich ins Gefängnis zurückgebracht.

Dort hatte ich zu jener Zeit Gelegenheit, mit Goerdeler, der sich unter meinen Mitgefangenen befand, einige Male unbeobachtet zu sprechen. Nach wiederholten Beratungen zwischen Himmler und Kaltenbrunner war der Haftbefehl gegen Goerdeler am 17. Juli 1944 unterzeichnet worden. Anfang Juli war schon der zum Innenminister auserkorene Sozialdemokrat Julius Leber, der mit Goerdeler eng zusammengearbeitet hatte, verhaftet worden, weil er in seinen Gesprächen mit kommunistischen Krei-

sen hatte durchblicken lassen, dass ein Umsturzversuch unmittelbar bevorstehe. In die Reihe dieser Kommunisten hatte die Gestapo einen Spitzel geschmuggelt. Auch aus mehreren anderen Verfahren war der Name Goerdeler immer mehr in den Mittelpunkt gerückt, sodass man nunmehr zur Verhaftung schreiten wollte. Am 18. Juli fuhr Goerdeler nach Berlin und erfuhr dort von dem Haftbefehl. Er erwog, was richtig sei: sich zu stellen, sich das Leben zu nehmen oder sich zu verbergen. Schliesslich entschloss er sich, zu verschwinden.

Zunächst brachte er einige Tage in Berlin und Potsdam zu. Am 20. Juli weilte Goerdeler auf einem Landgut, dessen Besitzer aber schon am 21. Juli verhaftet wurde. Goerdeler gelang es, dasselbe unbemerkt zu verlassen und sich auf ein anderes Landgut zu begeben. Von dort fuhr er nach Berlin zurück und verbarg sich hier bei Bekannten. Wieder vergingen einige Tage, bis Goerdeler am 1. August abends über den Londoner Sender hörte, dass die Gestapo eine Million Reichsmark auf seinen Kopf gesetzt habe. Die Schwierigkeit, angesichts der mangelhaften Ernährungslage ohne Lebensmittelkarten in der Stadt zu leben, veranlasste ihn, am 11. August Berlin zu verlassen. In Ostpreussen wurde er kurz darauf durch eine Frau erkannt und anschliessend verhaftet.

Die kurzen Augenblicke der Verständigung mit Goerdeler im Gefängnis genügten, um zu vereinbaren, dass wir uns gegenseitig unbekannt seien. Diese Vereinbarung haben wir beide eingehalten, obwohl mir die Bekanntschaft mit Goerdeler des Öfteren vorgehalten wurde. Schliesslich drohte man mir mit einer Gegenüberstellung. Aber auch

Goerdeler leugnete die Bekanntschaft mit mir hartnäckig. Diese seine Festigkeit hat mir damals das Leben gerettet. Die Tatsache verdient umso mehr Anerkennung, als das Aussehen von Goerdeler den Verdacht nahe legte, dass er von der Gestapo in eine Art Rauschzustand versetzt worden war, um ihn zum Sprechen zu bringen.

Später, im Januar 1945, sprach Goerdeler mit mir über die militärische Lage und meinte, der endgültige Zusammenbruch stehe unmittelbar vor der Tür.

Am 2. Februar wurden Goerdeler und der frühere Finanzminister Popitz aus ihren Zellen geholt. Die Art der Abrufung liess keinen Zweifel, dass für beide die letzte Stunde geschlagen hatte.

Unter meinen Schicksalsgenossen im Gefängnis befand sich auch Dietrich Bonhoeffer, der grosse protestantische Theologe. Ich bemerkte ihn zum ersten Mal in einer Nachtstunde, als wir Gefangenen bei einem Luftangriff aus unseren Zellen in einen im Gefängnishof gelegenen Betonbunker geführt wurden. Ich vermag nicht zu leugnen, dass mich ein Schrecken ergriff, als ich ihn erblickte. Aber ein Blick auf seine aufrechte Gestalt und in seine Augen, die Ruhe und Gelassenheit ausstrahlten, belehrte mich, dass er mich erkannt hatte, ohne dass ihn seine gewohnte Sicherheit verlassen hätte.

Er sass zunächst in Zelle 19. Schon am folgenden Morgen konnte ich ihn einen kurzen Augenblick sprechen, als wir im Waschraum zusammentrafen, obwohl normalerweise die Einhaltung des Sprechverbotes scharf überwacht

wurde. Wir kannten uns schon längere Zeit vor Beginn des Krieges und waren uns später noch nähergekommen, als Bonhoeffer sich mit meiner Kusine verlobt hatte.

Er gab mir sofort zu verstehen, dass er gewillt sei, allen Versuchen der Gestapo zum Trotz Widerstand zu leisten und nichts zu verraten. Wenige Tage später wurde Bonhoeffer von Zelle 19 nach Zelle 24 verlegt. Dadurch wurde er mein Zellennachbar. Das gab uns die Möglichkeit, jeden Tag miteinander in Verbindung zu treten und uns, wenn auch nur kurz, zu unterhalten. So eilten wir beide morgens beim Waschen gemeinsam in eine Nische des Waschraumes, wo Duschgelegenheiten vorhanden waren, von denen wir trotz der Kälte des Wassers eifrig Gebrauch machten. Dadurch konnten wir uns der Aufsicht der Wärter entziehen und miteinander sprechen.

Gegen Abend wurden wir noch einmal zum Waschraum geführt. Hierbei blieben die Zellentüren solange geöffnet, bis alle Gefangenen unseres Flures zurückgekehrt waren. Währenddessen standen wir an unseren Zellentüren und unterhielten uns leise durch die Spalte in den Türangeln. Schliesslich sahen wir uns bei den täglichen und nächtlichen Luftalarmen und benutzten auch hier jede Gelegenheit, um miteinander zu sprechen.

Bonhoeffer berichtete mir von seinen Vernehmungen: wie er gleich beim ersten Mal mit der Folter bedroht worden war und in welcher erpresserischer Weise die Verhandlungen durchgeführt wurden. Aber er liess sich äusserlich nichts anmerken. Immer war er guter Laune, immer gleichbleibend freundlich und gegen jedermann zuvorkommend, so dass er zu meinem Erstaunen binnen kurzer Frist sogar seine Wärter beeinflusste.

In dem Verhältnis zwischen uns war bezeichnend, dass er immer der Hoffnungsvolle war, während ich zuweilen an Depressionen litt. Immer war er es, der nicht müde wurde zu wiederholen, dass nur der Kampf verloren sei, den man selbst verloren gebe. Wie häufig hat er mir Zettel zugesteckt, auf denen der Bibel entnommene Worte des Trostes und der Zuversicht von seiner Hand geschrieben waren.

Auch seine eigene Lage schilderte er optimistisch. Wiederholt sagte er mir, die Gestapo sei seinen wesentlichen Aktionen nicht auf der Spur. Seine Bekanntschaft mit Goerdeler habe er bagatellisieren können. Was aber seine Zusammenkünfte mit englischen Kirchenfürsten betreffe, so gehe die Gestapo bisher an dem Kernpunkt vorbei. Nähme die Untersuchung keinen schnelleren Fortgang, so könnten bis zur endgültigen Durchführung noch Jahre vergehen.

Ende Januar besuchte mich mein Verteidiger wieder einmal im Gefängnis und erklärte mir, meine Angelegenheit habe insofern eine Verschärfung erfahren, als mein Name auch in einigen anderen Verfahren genannt worden sei. Freisler, der Präsident des Volksgerichtshofes, werde sich meines Namens entsinnen und meiner Darlegung wahrscheinlich keinen Glauben schenken.

Unter solchen Voraussetzungen wurde ich am 3. Februar 1945 wiederum zur Verhandlung vor den Volksgerichtshof geführt. Vor meinem Fall wurde der meines Freundes Ewald von Kleist behandelt. Dieser erklärte offen, er habe immer und mit allen Mitteln gegen Hitler und den Nationalsozialismus gekämpft, habe nie ein Hehl daraus ge-

macht und halte diesen Kampf für ein von Gott verordnetes Gebot. Nur Gott werde sein Richter sein. Wer Kleist in diesem Augenblick erlebt hat, stolz und ungebrochen vor den Menschen, aber demütig vor Gott, dem drängte sich unwillkürlich der Wunsch auf, gleich ihm in solcher Haltung sterben zu können.

Irgendein Umstand veranlasste Freisler, die Verhandlung gegen Kleist zu unterbrechen. So wurde die Hauptverhandlung gegen ihn erst Mitte März durchgeführt. Der Vizepräsident des Volksgerichtshofes hat später persönlich bestätigt, dass Kleist das Todesurteil mit stoischer Ruhe und Gelassenheit aufgenommen hat. Als das Urteil am 16. April vollstreckt wurde, war die Haltung Kleists so eindrucksvoll, dass der Vizepräsident von ihm sagte: «So unangenehm mir der Mann in der Hauptverhandlung gewesen ist, so gross war er, als er wie ein Held in den Tod ging.»

Als am späten Vormittag des 3. Februar 1945 mein Fall vor dem Volksgerichtshof aufgerufen wurde, erklangen die Alarmsirenen. Um festzustellen, ob es sich um einen Grossangriff handelte, wurde telephoniert. Die Antwort lautete nicht wie sonst, dass einige Bombergeschwader im Anflug seien, sondern dass Bomberströme Berlin zustrebten. Eiligst suchte das ganze Gericht die Kellergewölbe im Gebäude des Volksgerichtshofes auf. Auch ich wurde in dieses Gewölbe geführt und vorsorglich an Händen und Füßen gefesselt.

Ein furchtbares Bombardement begann. Es war wohl der schwerste Tagesangriff, den die amerikanischen Bomber je auf Berlin ausgeführt haben. Man hatte das Gefühl,

die Welt gehe unter. Mitten in diesem tosenden Wirbel erscholl ein ohrenbetäubendes Krachen, das alle Anwesenden erbeben liess. Der Volksgerichtshof selbst war getroffen worden und stand in Flammen. Er wankte in seinen Fugen und brach auseinander. Ein Teil der Decke stürzte in den Keller herunter. Ein gewaltiger Balken verlor seinen Halt, löste sich, schlug herunter und traf mit voller Wucht den Präsidenten des Volksgerichts, Freisler, der die Akten meines Prozesses noch in der Hand hielt, auf den Kopf. Ein Arzt wurde irgendwoher herbeigerufen. Das Ergebnis seiner kurzen Untersuchung lautete: doppelseitiger Schädelbruch, tot. Somit musste die Gerichtsverhandlung gegen mich verschoben werden.

Auch der Bau, in dessen Kellern sich mein Gefängnis befand, das Reichssicherheitshauptamt der Gestapo, war in Flammen aufgegangen. Aber das Gefängnis selbst war, von geringfügigen Schäden abgesehen, erhalten geblieben. Es gab zwar kein Licht, kein Wasser und keine Heizung mehr, Umstände, die den Aufenthalt in der damaligen Jahreszeit nicht gerade erleichterten, aber die Gefangenen, deren unmittelbare Verurteilung bevorstand, blieben dort. Die Mehrzahl der Gefangenen indessen wurde fortgeschafft. Mit ihnen verschwand auch die Sonderwachmannschaft, sodass wir, die wenigen Gefangenen, infolge verminderter Bewachung uns öfters unterhalten konnten.

Kurz vor diesem Bombenangriff, der die Stadt Berlin ins Mark traf, war ein weiterer Gefangener eingeliefert worden. Er lag auf einer Tragbahre, weil seine Beine gelähmt waren. Es handelte sich um Reichsgerichtsrat von Dohna-

nyi, den früheren Mitarbeiter General Osters. Er hatte Unsägliches zu erdulden, weil er bei allen Lebensregungen auf die Hilfe der hartherzigen Gestapobeamten angewiesen war.

Es gelang Dietrich Bonhoeffer, der ein Schwager Dohnanyis war, sich sofort mit ihm zu verständigen. Als wir nach einem Luftalarm in unsere Zellen zurückkehrten, sprang Bonhoeffer plötzlich mit einer Behendigkeit, die ihm niemand zugetraut hätte, in die offene Zelle, in der Dohnanyi lag. Wie durch ein Wunder sah es keiner der Wächter. Ebenso gelang es ihm wieder, unentdeckt aus der Zelle Dohnanyis herauszukommen und sich in den Zug der Gefangenen einzugliedern. Noch am selben Abend erzählte er mir, er habe mit Dohnanyi alles Wesentliche über ihre weiteren Aussagen gegenüber der Gestapo verabredet.

Dohnanyi hatte eine Möglichkeit herausgefunden, sich mit seiner Frau zu verständigen. Diese hatte ihm heimlich Diphtherie-Bazillen ins Gefängnis gesandt, mit denen er sich selbst vergiftet und sich als Folgeerscheinung der Diphtherie eine Lähmung zugezogen hatte. Er hoffte auf diese Weise seinen Prozess hinauszuschieben. Damals schickte ihm seine Frau einen Papier-Trinkbecher ins Gefängnis, dessen Boden Dohnanyi in einen doppelten Boden umwandelte, um dort Mitteilungen zu verstecken. Anfang März 1945 schrieb er an seine Frau:

«Mein über alles geliebtes Herz! Mit welchem Herzklopfen ich gestern aus dem Koffer den einen rotbemützten Becher auftauchen sah, kannst Du Dir kaum vorstellen. Dann das Buch und die Thermosflasche. Endlich, endlich ein paar Zeilen von Dir – seit über einem halben Jahr –

ein Geschenk, für das ich dem lieben Gott im Nachtgebet gedankt habe. Habe so viel Dank, mein Lieb. Die Vernehmungen gehen fort, und es ist klar, womit ich zu rechnen habe, wenn nicht ein Wunder passiert. Das Elend um mich herum ist so gross, dass ich das bisschen Leben wegwerfen würde, wenn Ihr nicht wäret. Aber der Gedanke an Euch, Deine grosse Liebe und meine Liebe zu Dir gibt mir einen Lebenswillen, der so stark ist, dass ich manchmal glaube, er muss sich durchsetzen – und wenn die Welt voll Teufel wär! (Oder ob das nur ein Mann dichten konnte, der die Freiheit besass?)

Deswegen habe ich auch vor keiner Infektionskrankheit Angst. Ich weiss genau, ich würde mich mit dem Gefühl hinlegen, das ist die Lebensrettung nicht nur für mich, sondern für viele andere auch, deren Sache mit der meinen verbunden ist, jedenfalls für Dietrich. Natürlich habe ich den Diphtherieabstrich sofort in den Mund gesteckt und gründlich ausgekaut, aber aus technischen Gründen war es erst abends um halb acht Uhr möglich, und ich habe das Gefühl, dass die Watte schon recht trocken geworden war. Nun esse ich doch möglichst rasch die Bonbons auf. Diphtheriebazillen sind dem Vernehmen nach nicht sehr flüchtig, können aber Austrocknen nicht vertragen, sondern brauchen eine gewisse Feuchtigkeit, um sich zu halten. Inkubationszeit drei bis acht Tage. Ich fürchte, dass ich immun bin und nichts kriegen werde. Aber Wiederholung liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Schicke mir ruhig noch einmal eine Kultur und wenn Du noch etwas anderes hast, das noch dazu.

Ich muss hier heraus in ein Krankenhaus, aber so, dass ich nicht weiter vernommen werden kann! Ohnmächten,

Herzanfälle imponieren nicht, und wenn ich ohne neue Erkrankung in ein Krankenhaus komme, ist das sogar gefährlich, weil sie mich dann schnell gesund machen. Sonderegger sagte heute: ‚Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, dass die Vernehmungen bald abgeschlossen werden können. Der Reichsführer hat kein Interesse daran, Sie hier zu behalten; er möchte, dass Sie gesund werden.‘

Soll ich das mal in Deutsch übersetzen? ‚Der Reichsführer möchte die Vernehmungen so bald wie möglich abschließen. In der Zeit, in der die Anklageschrift verfasst wird, sollen Sie dann in ein Krankenhaus – vielleicht nach Mitteldeutschland oder Bayern, das hängt ganz von der Kriegslage ab – gebracht werden, da werden wir Sie schon verhandlungsfähig machen. In der Verfassung, in der Sie jetzt sind, kann man Sie schlecht vor Gericht stellen, aber in drei bis vier Wochen haben wir Sie dann so weit.‘ Dieses Konzept würde ich den Kerls so gerne verderben! Glaube mir – ich habe die Dinge bisher eigentlich leider richtig gesehen – es gibt keine andere Lösung als eine neue schwere Erkrankung. Hab keine Furcht für mich. Ich überstehe sie, aber selbst, wenn das nicht der Fall sein sollte, so wäre für die anderen viel gewonnen und für mich im Ergebnis nichts verloren, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Aber ich muss mich Euch – wenn es irgend geht – erhalten. Darum ziehe ich das unsichere Leben dem sicheren Tode vor.

Sei mir nicht böse, mein süßes, geliebtes Herz, dass ich Dir solche hässlichen Dinge schreibe; ich glaube nicht, dass sie Dich erschrecken. Du weisst, wie die Dinge stehen, weisst sicher sogar mehr als Du zugeben willst, weil Du Rücksicht auf mich nehmen willst.

Das brauchst Du nicht – ich habe mit allem abgeschlossen, habe so viel gesehen und erlebt hier, dass es nur noch eins gibt, was mich umwerfen würde, und das wäre, wenn Dir etwas geschähe. Das darf nicht sein. Ich bitte jeden Tag meinen Herrgott darum! Und darum geht vor der Hilfe für mich auch der Gedanke an Dich und Deine Freiheit und Gesundheit. Das bedenke immer bitte, bitte! Glaube nicht, dass ich, weil ich über einen gewissen Punkt hinweg bin, gleichgültig geworden wäre, im Gegenteil – ich will mich ja wehren, aber es gibt jetzt kein anderes Mittel mehr als die baldige Erkrankung. Ich glaube, es gibt ganz wenige Männer, die so glücklich und so reich sind, wie ich. Das Leben, die vielen, vielen Schicksale, die in dem letzten halben Jahr an mir vorbeigegangen sind, haben es mich mehr gelehrt, als ich es schon wusste. Das Glück ist der Reichtum meines Lebens, Du bist es, Du!

Ich habe mir überlegt, ob ich den harmlos Heiteren spielen, Dich an den Gedanken, die ich jetzt habe, nicht teilnehmen lassen soll. Ich glaube, es wäre ein Unrecht. Du hast ein starkes Herz, und Du wirst, denke ich mir, lieber mit mir als neben mir leben wollen. Oder ist das alles nur sehr egoistisch? Ich jedenfalls werde wunderbar gestärkt in dem Gefühl, dass Du nun besser um mich Bescheid weisst. Ich bin ganz vernünftig, will diesen Weg nicht zu oft beschreiten, will mir vieles, was ich erlebt habe, für später zum Erzählen aufbewahren.

Aber ich musste einiges los werden, und vor allem: so lange wir noch handeln können, müssen wir handeln. Der Krieg, die SS können uns jederzeit einen Strich durch die Rechnung machen, und ich fürchte die Verlegung aus Berlin. Ich möchte unter allen Umständen hier in Berlin

bleiben, so nah wie möglich bei Euch. So lange bin ich den Kerls auch nicht ausgeliefert. Alles endet immer wieder bei der Lösung: neue Erkrankung. Masslos schwer ist das Los der Eltern. Ich möchte so gerne helfen ...»

Dohnanyi wurde später in einem Sonderbunker des Konzentrationslagers Sachsenhausen bei Berlin gefangen gehalten. Von da an fehlt jede Spur.

Unter den Gefangenen in der Prinz-Albrecht-Strasse befand sich damals auch Kurt von Plettenberg. Als er gezwungen werden sollte, die ihm bekannten Mitglieder der Verschwörung zu nennen, weigerte er sich. Man gab ihm noch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Am nächsten Morgen hatte ich Gelegenheit, ihn noch einmal zu sprechen. Er schilderte mir seine Situation und sagte mit einem Lächeln auf den Lippen: «Ich werde mir selbst das Leben nehmen, ehe ich einen Namen nenne.» Als er dann um die Mittagszeit in das im vierten Stock gelegene Vernehmungszimmer hinaufgeführt wurde, versetzte er dem vernehmenden Beamten einen Kinnhaken und sprang mit einem Satz aus dem Fenster hinaus, um eine Sekunde später auf dem Pflaster des Gefängnishofes zu zerschmettern.

In dieser Zeit teilte ich mit Bonhoeffer Freud und Leid. Die wenigen Sachen, die wir besaßen und die uns von unseren Angehörigen ins Gefängnis gebracht werden durften, tauschten wir je nach Bedarf aus. Mit strahlenden Augen erzählte er mir von den Briefen seiner Braut und seiner Eltern, von deren Liebe und Fürsorge er sich auch

im Gefängnis der Gestapo umgeben fühlte. Wenn er am Mittwoch jeder Woche sein Wäschepaket ausgehändigt erhielt, dem Zigarren, Äpfel oder Brot hinzugefügt waren, so unterliess *er* nie, mir noch am selben Abend in einem unbeobachteten Augenblick davon abzugeben; voll Fröhlichkeit darüber, dass auch im Gefängnis noch die Möglichkeit bestand, zu geben.

Am Morgen des 7. Februar 1945 sprach ich ihn das letzte Mal. Am gleichen Tage gegen Mittag wurde neben anderen Zellennummern auch seine aufgerufen. Die Gefangenen wurden in zwei Transporte geteilt. Sein Transport ging nach Buchenwald, dem Konzentrationslager bei Weimar. Von dort wurde er, wie ich später durch Befragen seiner Mitgefangenen mit Sicherheit feststellen konnte, am 3. April nach Regensburg überführt, von wo er am 5. April nach Schönberg, einem anderen Konzentrationslager, gebracht wurde. In dieser Zeit der beginnenden Auflösung der Nazi Herrschaft, als es angesichts der Überfüllung der Gefängnisse nicht mehr möglich war, die Gefangenen getrennt zu halten, fühlte sich Dietrich Bonhoeffer wieder als ein berufener Diener am Worte Jesu Christi. Er hielt Andachten, tröstete die Verzweifelten, sprach ihnen Mut zu und wurde, unerschütterlich, wie er war, ein Vorbild für viele.

Inzwischen war mein Termin vor dem Volksgerichtshof, der fünfmal verschoben worden war, auf den 16. März angesetzt worden. Vorsitzender war der Vizepräsident Dr. Kröhne, der im Gegensatz zu dem getöteten Freisler meinen Namen nicht aus anderen Verfahren kannte. Gleich nach Beginn der Verhandlung erklärte ich ihm,

Friedrich der Grosse habe vor mehr als zweihundert Jahren die Folter in Preussen abgeschafft, gegen mich aber sei sie angewandt worden. Dann schilderte ich meine Folterungen in ihren Einzelheiten. Dabei regte ich mich derartig auf, dass ich einen Weinkrampf bekam. Aber ich wurde nicht unterbrochen. Ich fühlte, dass das Gericht und alle sonstigen Anwesenden nahezu den Atem anhielten. Man konnte eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Nach kurzer Zeit hatte ich mich wieder gefasst und konnte meine Darstellung vollenden.

Als meine Vernehmung beendet war, glaubte ich, Kriminalkommissar Habecker, der an meiner Folterung beteiligt gewesen war, werde nunmehr vernommen werden. Da erklärte der Vorsitzende, das Gericht habe den Kriminalkommissar schon ausserhalb der Hauptverhandlung vernommen, ein Verfahren, das die deutsche Reichs-Strafprozessordnung nicht kennt. Aber Habecker hatte wohl nicht leugnen können. Der Oberreichsanwalt liess die Anklage fallen und beantragte selbst Freispruch.

In meinen Schlüsselausführungen wies ich auf den Paragraphen 343 des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuches hin, nach dem ein Beamter, der gegen einen Angeschuldigten Zwangsmittel anwendet, um ein Geständnis zu erpressen, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen ist. Der Vorsitzende unterbrach mich und wies diese Bemerkungen als unzulässige Rechtsbelehrung des Volksgerichtshofes zurück. Ich erwiderte darauf, dass in dem Senat auch drei Laien sässen, derentwegen ich mir die Rechtsbelehrung erlaubt hätte. Ich wusste, dass die Zurückweisung meiner Bemerkung durch den Vorsitzenden ihren Grund darin hatte, dass nach deutschem Recht ein Staats-

anwalt, wenn er von einem Verbrechen hört, Anklage erheben muss. Auf diese Pflicht hatte ich den Oberreichsanwalt hinweisen wollen, der wie immer in solchen Fällen von der Erhebung einer Anklage gegen die Beamten der Gestapo pflichtwidrig Abstand nahm. Der Volksgerichtshof sprach mich daraufhin frei und hob den Haftbefehl gegen mich auf.

So kehrte ich in das Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse zurück. Natürlich war an meine sofortige Freilassung nicht zu denken. Als nach einigen Tagen wieder einmal Luftalarm war und wir Gefangene in den Bunker geführt wurden, erschien auch Kriminalkommissar Habecker. Ich hörte, wie er den Befehl gab, mich ganz besonders zu bewachen. Nach einigen Stunden wurde mir dann eröffnet, das Urteil des Volksgerichtshofes sei offenbar ein Fehlurteil. Man werde es insofern respektieren, als man davon absehen werde, mich so wie die anderen Mitattentäter aufzuhängen. Dafür würde ich erschossen werden. Ein eigenes Gefühl beschlich mich, als ich, um der Bürokratie Genüge zu tun, durch meine Unterschrift diese Eröffnung bestätigen musste.

Wieder vergingen einige Tage, als ich nachts um zwei Uhr plötzlich geweckt, wurde. Ich erhielt den Befehl, mich fertig zu machen. Dann wurde ich mit mehreren anderen Gefangenen in einem geschlossenen Wagen in das Konzentrationslager Flossenbürg in Oberfranken in Bayern verbracht. Flossenbürg war eines der sogenannten Vernichtungslager. Hier wurden alle diejenigen Gegner der Nazis ermordet, die entweder nicht vor den Volksgerichtshof

gestellt oder die, wie ich, freigesprochen worden waren. Wieder kam ich in Einzelhaft. Dass es sich um ein Vernichtungslager handelte, war deutlich zu spüren. Morgens um sechs Uhr hörte man, wie der oder jener in seiner Zelle geweckt wurde. Dann mussten sich die betreffenden Gefangenen, ohne Rücksicht ob Mann oder Frau, vollkommen nackt ausziehen und wurden so an unseren Zellen vorbei auf den unmittelbar anschliessenden Hof geführt und dort entweder aufgehängt oder erschossen.

Beides geschah auf eine diabolische Weise. Beim Aufhängen wurde nicht der Genickknochen gesprengt, sondern die Betroffenen wurden solange stranguliert, bis sie erstickt waren. Dabei geschah es, dass hin und wieder der eine oder andere Gefangene, nachdem er bewusstlos geworden war, losgeschnitten wurde. Man wartete, bis er wieder das Bewusstsein erhalten hatte, dann erklärte man ihm höhnisch, nun habe er wohl einen Vorgeschmack vom Aufhängen erhalten. Anschliessend wurde er dann wirklich aufgehängt. Diejenigen, die erschossen werden sollten, wurden ebenfalls nackt hinausgeführt, knieend gefesselt und erhielten aus der Pistole des Adjutanten des Konzentrationslagers den Genickschuss.

Um die Mittagszeit konnte man aus dem Zellenfenster sehen, wie Gefangene des Lagers die Leichen der Erhängten und Erschossenen einen Bergabhang hinuntertrugen. Das Krematorium des Konzentrationslagers war damals nicht in Ordnung, sodass die Leichen auf einem Holzstoss verbrannt wurden. Am Nachmittag wurde man den unangenehm süsslichen Geruch verbrannter Leichen in seiner Zelle nicht los. Während der Zeit meines Aufenthaltes in Flossenbürg sind täglich mindestens fünfzig

Menschen auf diese Weise ums Leben gebracht worden. Die Wachmannschaften erzählten häufig Einzelheiten dieser Hinrichtungen. Täglich wartete ich darauf, dass das Todeslos auch mich treffen würde.

Durch einen Zufall erfuhr ich, dass auch Dietrich Bonhoeffer in Flossenbürg war. Eines Nachts wurde ich geweckt und nach meinem Namen gefragt. Wenige Minuten später kam man wieder zu mir. Der Wachbeamte warf mir vor, ich hätte ihm einen falschen Namen genannt, ich sei Bonhoeffer. Als ich verneinte, verliess er mich wieder.

Am 10. April erzählte mir ein leicht angetrunkener Wachbeamter der SS, gestern hätten sie wieder Leute von «der Abwehr» erhängen müssen. Dafür hätten diejenigen Wachbeamten, die dabei geholfen hätten, eine Zulage von Schnaps und Blutwurst erhalten. Die Hinrichtung sei nicht auf Grund eines Gerichtsurteils erfolgt, sondern Himmler habe die Liquidation durch Erhängen auf Grund eigener Machtvollkommenheit befohlen. Als ich nach Namen fragte, nannte der Wachbeamte mir Admiral Canaris, General Oster und Bonhoeffer. Erst sehr viel später erfuhr ich durch einen Mitgefangenen und einen SS-Wachbeamten, dass Bonhoeffer am 8. April nach Flossenbürg geschafft worden war. Dort waren im Laufe des 9. April 1945 die Habseligkeiten von Bonhoeffer in der Wachtstube niedergelegt worden, darunter eine Bibel und ein Goethe-Band, in denen der Name Dietrich Bonhoeffer stand. So steht ausser Zweifel, dass er am 9. April 1945 um 6 Uhr morgens durch die SS im Konzentrationslager Flossenbürg erhängt worden ist.

Am 12. April war in Flossenbürg deutlich der Gefechtslärm der heranrückenden amerikanischen Truppen zu vernehmen. Bald konnte man Abschuss und Einschlag der Artilleriegeschosse deutlich unterscheiden. Da öffnete sich plötzlich gegen Mittag die Zellentüre. Ein SS-Mann befahl mir, mich sofort fertig zu machen. Alle meine Sachen hätten da zu bleiben. Es war die in den deutschen Konzentrationslagern übliche Methode, die Häftlinge um ihr letztes Hab und Gut zu bringen. Mit vielen anderen Insassen wurde ich so nach Dachau gebracht. Hier trafen wir in der Nacht ein.

Bei der Ankunft nahm mich ein SS-Offizier zur Seite und eröffnete mir, meine Akten seien infolge des Durcheinanders nicht mitgekommen. Ich möge ihm sagen, welche Art von Häftling ich sei. In der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, erwiderte ich, dass ich «Ehrenhäftling» sei. Mir wurde geglaubt und so kam ich, zum ersten Mal nach der langen Zeit der Einzelhaft, in eine Baracke mit vielen anderen Gefangenen. Nur wer eine langandauernde Einzelhaft selbst durchgemacht hat, kann ermessen, was es bedeutet, wieder mit anderen Menschen sprechen zu können. Deutsche und Nichtdeutsche waren bunt durcheinandergewürfelt. Unsere Abteilung umfasste etwa 130 Menschen. Über zwanzig Nationen waren vertreten. Es gab eine erstaunliche Vielfalt von Berufen, vom katholischen Bischof bis zum Zirkusclown. Aber es herrschte nur ein Geist, nur eine Gesinnung der Kameradschaft. Besonders die englischen Offiziere, die zu unserer Gruppe gehörten, waren darin nicht zu überbieten.

Wenige Tage später ging es von Dachau wieder weiter. Ich

kam in ein Konzentrationslager bei Innsbruck. Auch hier herrschte das Mordsystem. Soweit ich beobachten konnte, waren die Opfer im Wesentlichen Mitglieder der Tiroler Freiheitsbewegung. Aber der Vormarsch der Amerikaner war unaufhaltsam. Wiederum wurden wir weitergeschafft. Diesmal ging es über die Alpen in das Pustertal südlich des Brenners in die Nähe von Toblach. Infolge des Rückzuges der deutschen Truppen war der für uns vorgesehene Unterbringungsort schon von einem deutschen Wehrmachtsteil belegt. So standen wir, von einer SS-Mannschaft bewacht, ohne Unterkunft im strömenden Regen auf der Strasse. Die Gesichtszüge der SS-Männer zeigten ihre innere Erschütterung. Der rasche Vormarsch der Alliierten hatte ihre Weltanschauung ins Wanken gebracht. Trotzdem begannen sie sich über die Frage zu unterhalten, wen sie von uns noch umbringen müssten. Kurz darauf rückte eine Kompanie des Heeres heran, um unseren Schutz zu übernehmen. Der Kompanieführer fragte den SS-Offizier, der unsere Wachen befehligte, nach seinem Auftrag und erhielt zur Antwort, die Aufgabe seiner SS-Männer sei erst erfüllt, wenn die Gefangenen tot seien.

Wie ich später von alliierter Seite erfuhr, bestand damals bereits eine Vereinbarung zwischen dem Befehlshaber der SS in Oberitalien, Karl Wolff, und amerikanischen Stellen, derzufolge dieser sich verpflichtet hatte, das Leben von politischen Gefangenen in seinem Machtbereich, in dem wir uns damals befanden, zu schützen. Diese Vereinbarung war eine Folge des seit vielen Wochen zwischen Wolff und amerikanischen Vertretern in der Schweiz bestehenden

Kontakts, der kurz darauf zu der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Armeen in Oberitalien führte.

Wolff hat auch tatsächlich den Obersten Befehlshaber der alliierten Streitkräfte im Mittelmeer, Feldmarschall Alexander, durch Funkspruch auf unsere Gruppe aufmerksam gemacht und ihn ersucht, eine motorisierte Kolonne zu unserer Übernahme zu entsenden. Zu unserer Gruppe gehörten damals ein Verwandter Churchills, ein Neffe Molotows, Léon Blum, Pfarrer Niemöller, der frühere österreichische Bundeskanzler von Schuschnigg und viele andere Nazigegner.

So wurden wir am 4. Mai 1945, kaum achtundvierzig Stunden nach der Kapitulation der deutschen Armeen in Oberitalien, von amerikanischen Truppen befreit.

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Einige Monate nach Kriegsende besuchten Schlabrendorff und ich gemeinsam die Reste des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrechtstrasse in Berlin, in dessen Kellern das berüchtigte Gefängnis der Gestapo gewesen war. Zufällig war es der Jahrestag von Schlabrendorffs Verhaftung. Das Gebäude lag verlassen da. Wir mussten uns durch die Trümmer einen Weg bahnen. Von dem Inneren des Gebäudes war wenig übrig geblieben. Nach einigem Suchen fanden wir die Treppe zu den Kellern. Dort gelangten wir in einen Gang, an dem die lange Reihe der Zellen lag. Die Zellen waren ausgeräumt, aber unversehrt. Der Boden war mit Schutt überdeckt, in dem hier und dort halb verkohlte Aktenstücke sichtbar waren. Die Zellentüren standen offen und die Nummern an den Türen waren noch deutlich zu erkennen.

Suchend schritt Schlabrendorff durch das Halbdunkel, bis er vor einer Zelle stehen blieb. Er deutete auf die Nummer: «Fünfundzwanzig», sagte er, «das war meine Zelle.»

Dann, wie von einer unsichtbaren Hand geführt, ging er von Zelle zu Zelle und betrachtete nachdenklich diesen Ort einstigen Grauens. Bisweilen machte er Halt, las die Nummer an der Zellentüre und nannte den Namen eines

toten Kameraden, der einst an diesem Ort die Gefangenschaft mit ihm geteilt hatte:

Bonhoeffer .. Canaris .. Oster . . Goerdeler .. Hassell ..
Dohnanyi .. Strünck .. Plettenberg .. Schulenburg .. Lehn-
dorff .. Popitz .. Langbehn .. und manche andere

TOTENTAFEL

Liste der Personen, die ihr Leben verloren, weil sie am Umsturzversuch gegen Hitler massgeblich beteiligt waren, oder zu Beteiligten enge Beziehungen unterhielten:*

Beck, Ludwig	Generaloberst, vormals Chef des Deutschen Generalstabs, Selbstmord
Bernardis, Robert	Oberstleutnant, hingerichtet
Bernstorff, Albrecht Graf v.	Botschaftsrat a. D. und Bankier, hingerichtet
Blumenthal, Hans Jürgen Graf v.	Major, hingerichtet
Bolz, Eugen	vormals Staatspräsident von Württemberg, hingerichtet
Bonhoeffer, Claus	Rechtsanwalt, hingerichtet
Bonhoeffer, Dietrich	Protestantischer Pfarrer und Theologe, hingerichtet
Brücklmeier, Eduard	Legationsrat im Auswärtigen Amt, hingerichtet
Canaris, Wilhelm	Admiral, Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, hingerichtet

* Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Cramer, Walter	Industrieller, hingerichtet
Delp, Alfred	Jesuitenpater, hingerichtet
Dohna-Tolksdorf, Heinrich Graf zu	Gutsbesitzer, hingerichtet
Dohnanyi, Hans v.	Reichsgerichtsrat, hingerichtet Oberleutnant, hingerichtet Gutsbesitzer, hingerichtet
Dorsch, Hans Martin	
Drechsel, Max Graf v.	Oberstleutnant, hingerichtet vormals Stadtkämmerer von Berlin, hingerichtet
Erdmann, Hans Otto	
Elsas, Fritz	General der Nachrichten- truppe, hingerichtet
Fellgiebel, Erich	Rechtsanwalt im Badischen Justizministerium, hingerichtet
Frank, Reinhold	Oberst, Selbstmord
F reytagh-Loringhoven, Freiherr v.	Hauptmann, hingerichtet vormals Reichspreiskommissar und Oberbürgermeister von Leipzig, hingerichtet
Gehre, Ludwig	Stadtkämmerer von Königs- berg, Bruder von Dr. Karl Goerdeler, hingerichtet
Goerdeler, Dr. Karl	
Goerdeler, Fritz	Schriftleiter, vormals christlicher Gewerkschaftsführer, hingerichtet

Guttenberg, Karl Ludwig Freiherr v.	Gutsbesitzer, hingerichtet
Habermann, Max	Christlicher Gewerkschafts- führer, Selbstmord
Haeften, Hans Bernd v.	Legationsrat im Auswärtigen Amt, hingerichtet
Haeften, Werner v.	Syndikus, hingerichtet
Hagen, Albrecht v.	Syndikus, hingerichtet
Halem, Nikolaus v.	Kaufmann, hingerichtet
Hamm, Eduard	Staatssekretär a. D., hingerichtet
Hansen, Georg	Oberst, hingerichtet
Harnack, Ernst v.	Regierungspräsident a. D., hingerichtet
Hase, Paul v.	Generalleutnant, Komman- dant von Berlin, hingerichtet
Hassell, Ulrich v.	vormals Deutscher Botschaf- ter in Rom, hingerichtet
Haubach, Theodor	führender Sozialdemokrat, hingerichtet
Haushofer, Albrecht	Professor, hingerichtet
Ilayessen	Major, hingerichtet
Helldorf, Wolf Heinrich Graf v.	Polizeipräsident von Berlin, hingerichtet
Hoepner, Erich	Generaloberst, hingerichtet
Hösslin, Roland v.	Major, hingerichtet
Hofacker, Caesar v.	Industrieller, hingerichtet
Hübner, Otto	Versicherungsdirektor, hin- gerichtet

Jacob, Franz	führender Kommunist, hingerichtet
Jaeger	Oberst, hingerichtet
Jessen, Peter	Professor der Nationalökonomie, hingerichtet
John, Hans	Jurist, hingerichtet
Kaiser, Hermann	Studienrat, hingerichtet
Kempner	Staatssekretär a. D., hingerichtet
Kiep, Otto	Gesandter z. D., vormals deutscher Generalkonsul in New York, hingerichtet
Klammroth, Bernhard	Oberstleutnant, hingerichtet
Klammroth, Johannes	Kaufmann, hingerichtet
Klausing, Friedrich-Karl	Hauptmann, hingerichtet
Kleist, Ewald v.	Gutsbesitzer, hingerichtet
Koch, Hans	Rechtsanwalt, hingerichtet
Koerner, Heinrich	Kaufmann, vormals christlicher Gewerkschaftsführer, hingerichtet
Kuenzer, Richard	Legationsrat, hingerichtet
Lancken, Fritz v. der	Internatsleiter, hingerichtet
Langbehn, Carl	Rechtsanwalt, hingerichtet
Leber, Julius	vormals Journalist und führender Sozialdemokrat, hingerichtet
Lehndorff, Heinrich	Gutsbesitzer, hingerichtet
Graf v.	
Lejeune-Jung, Paul	Syndikus, hingerichtet

Leonrod, Ludwig Freiherr v.	Major, hingerichtet
Letterhaus, Bernhard	vormals Führer der kathol. Arbeitervereine, hingerichtet
Leuninger, Franz	vormals Generalsekretär des christlichen Metallarbeiter-Verbandes, hingerichtet
Leuschner, Wilhelm	führende Sozialdemokrat, vormals hessischer Innenminister, hingerichtet
Lindemann, Fritz	General der Artillerie, hingerichtet
Linstow, Hans v.	Oberst, hingerichtet
Lüninck, Ferdinand Freiherr v.	Oberpräsident v. Westfalen, hingerichtet
Lynar, Wilhelm Graf zu	Gutsbesitzer, hingerichtet
Maass, Hermann	Gewerkschaftsführer und führender Sozialdemokrat, hingerichtet
Marogna-Redwitz, Rudolf Graf v.	Oberst, hingerichtet
Matuschka, Graf v.	hingerichtet
Meichssner, Joachim	Oberst, hingerichtet
Mertz v. Quirnheim	Oberst, hingerichtet
Moltke, Helmuth Graf v.	Rechtsanwalt, hingerichtet
Müller, Otto	Prälat, hingerichtet
Mumm v. Schwarzenstein, Herbert	Legationsrat a. D., hingerichtet
Münzinger, Ernst	Oberstleutnant, hingerichtet